

VON DER KONSTRUKTION DER DEKONSTRUKTION  
 ODER: ÜBER DAS VERHÄLTNISS VON TEXT UND KONTEXT.  
 NERO UND DOMITIAN IN DER DARSTELLUNG  
 DES TACITUS, CASSIUS DIO UND SUETON

Verena Schulz: Deconstructing Imperial Representation. Tacitus, Cassius Dio, and Suetonius on Nero and Domitian. Leiden/Boston: Brill 2019 (Mnemosyne-Supplements 427). XII, 410 S. € 132.00/\$ 159.00. ISBN: 978-90-04-40721-3.

**Zur narratologischen Dekonstruktion der Herrschaftsrepräsentation**

Wer sich mit den Herrschaftszeiten Neros und Domitians auseinandersetzt, kommt an den Werken des Tacitus, des Sueton und des Cassius Dio nicht vorbei. Bereits die Forschungsliteratur zu diesen drei Autoren ist Legion, und das Feld wird nicht übersichtlicher, wenn man darüber hinaus den Forschungsstand zu den beiden genannten *principes* berücksichtigt. Konzentrierten sich die Altertumswissenschaften lange Zeit darauf, Herrscherpersönlichkeiten, wie den beiden *mali principes* Nero und Domitian, gerecht zu werden, indem man deren negative Darstellung in den literarischen Quellen dekonstruierte,<sup>1</sup> verlegt sich die Forschung inzwischen mehr und mehr darauf, die spezifische Komposition solcher Autoren wie Tacitus als gegeben hinzunehmen und vielmehr zu untersuchen, auf welche Weise sie ihre Figuren und Charaktere zeichneten sowie ihren Stoff arrangierten.<sup>2</sup> Doch ist auch dieser Zugriff nicht gänzlich neu, sondern für Tacitus beispielsweise bereits durch Ronald Syme erprobt worden, freilich ohne dass er sein methodisches Vorgehen ausdrücklich als narratologisch definiert hätte.<sup>3</sup>

Auf einem solchermaßen von Altertumswissenschaftlern unterschiedlicher fachlicher Provenienz dicht beforschten Gebiet neue Akzente zu setzen,

1 Vgl. B. W. Jones: The Emperor Domitian. London/New York 1992; E. Champlin: Nero. Cambridge, Mass./London 2003.

2 Vgl. beispielsweise M. Hausmann: Die Leserlenkung durch Tacitus in den Tiberius- und Claudiusbüchern der Annalen. Berlin/New York 2009 (Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte 100).

3 Vgl. R. Syme: Tacitus, 2 Bde. Oxford 1958, S. 304–321.

stellt daher eine Herausforderung dar. Dieser Aufgabe stellt sich Verena Schulz mit der Veröffentlichung ihrer Habilitationsschrift. Schulz reklamiert für sich die erstmalige gemeinsame Betrachtung des Tacitus, Sueton und Cassius Dio sowie deren jeweiliger Darstellung der Regentschaften Neros und Domitians aus dezidiert philologischer Perspektive. Insofern muss sich die Verfasserin an dem von ihr selbst gewählten Maßstab messen lassen: Zwar mag die Studie von Kurt Heinz aus dem Jahre 1948 in der Tat als mittlerweile veraltet gelten, das Verdienst, in der Vergangenheit bereits eine gemeinsame Betrachtung des Tacitus, Sueton und Cassius Dio vorgelegt zu haben, kann man dieser Monographie hingegen nicht absprechen, auch nicht unter Verweis darauf, dass die Ergebnisse überholt sind (so jedoch S. 2 Anm. 7).<sup>4</sup>

Womöglich ist der im Verlauf der Studie gelegentlich nachhaltig vertretene Anspruch auf explizit philologische und innovative Analyse als ein Abgrenzungsversuch mit dem Ziel anzusehen, auf einem außerordentlich dicht beforschten Feld einen eigenständigen und neuen Beitrag zu liefern (vgl. S. 1–7, besonders S. 2–3; ferner S. 296 Anm. 55). Schulz formuliert ausdrücklich das Ansinnen, zu neuen Betrachtungen altbekannter antiker Texte in den Altertumswissenschaften anzuregen und dabei als Vorbild für andere Forscher zu dienen. Für die Einordnung historiographischer Texte über Nero und Domitian in den literarischen Kontext eines Werkes möchte sie auch dem Historiker hilfreich sein (vgl. S. 2–3). Etwas irritierend erscheint allerdings Schulz' mancherorts geradezu bemüht wirkende Distanzierung von der Alten Geschichte als Disziplin (S. 2–3, 296, 304 Anm. 76, 329 Anm. 144, 333 Anm. 154), die sich nicht nur mit Fakten, wie es Schulz voraussetzen scheint, sondern bereits seit geraumer Zeit eben auch mit Mentalitäten und deren diskursiver Verarbeitung in antiken Texten beschäftigt. Mithin geht es also dem Althistoriker gerade nicht um die Ermittlung einer wie auch immer gearteten historischen Wahrheit, sondern um eine plausible Rekonstruktion von Kontexten, Einstellungen und Ähnlichem. Wenn Schulz jedoch reklamiert, es sei die Aufgabe des Althistorikers, zu ermitteln, wie es eigentlich gewesen ist (S. 329 Anm. 144), dann stellt sich doch die Frage, ob hier allen Ernstes davon ausgegangen wird, dass sich die Alte Geschichte als wissenschaftliche Disziplin dem im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts etablierten Historismus nach wie vor als alleiniger Leitlinie und gleichsam die

4 K. Heinz: Das Bild Kaiser Neros bei Seneca, Tacitus, Sueton und Cassius Dio. Historisch-philologische Synopsis. Biel 1948.

gesamte Forschung prägendem Paradigma verpflichtet fühlt. Das Diktum vom Auftrag, zu untersuchen, wie es eigentlich gewesen ist, geht auf Leopold von Ranke zurück und verarbeitet mutmaßlich eine Reminiszenz des Thukydides.<sup>5</sup> Géza Alföldy wiederum rekurrierte eingangs der 1980er Jahre in einem Aufsatz zum Quellenwert Suetons für den Historiker auf Ranke, um Modi einer heuristisch gewinnbringenden Nutzung Suetons durch Althistoriker zu skizzieren: „Aber für den Historiker, der danach fragt, wie es in der Vergangenheit eigentlich gewesen ist, und wie die Zeitgenossen das betrachtet haben, was gewesen ist, gilt er als ein höchst willkommener Zeuge.“<sup>6</sup> Schulz weist der Alten Geschichte mit Hilfe des Aufsatzes von Alföldy die Ermittlung historischer Wahrheit als Forschungsgegenstand zu: „this does not imply, however, that Suetonius is a witness for the historian who asks ‚wie es in der Vergangenheit eigentlich gewesen ist‘“ (S. 329 Anm. 144). Nun sind seit dem Erscheinen von Alföldys Aufsatz mehr als vierzig Jahre vergangen, in denen sich die Forschungsgegenstände und heuristischen Zugriffswesen der Alten Geschichte beträchtlich gewandelt haben. Von einer Althistorie, die sich in der Rekonstruktion bloßer Faktizität erschöpft, kann jedenfalls heutzutage keine Rede mehr sein. Ebenso dürfte auch die Klassische Philologie seit dem 19. Jahrhundert einen deutlichen Wandel ihrer Forschungsfelder und Methoden erfahren haben. Selbstverständlich verdienen unterschiedliche fachliche Traditionen, Interessen und Fragehorizonte Akzeptanz und Respekt. Es stellt sich in diesem Zusammenhang ohnehin die Frage, inwiefern es für die Forschung und die Wahrnehmung der alttumswissenschaftlichen Fächer in Zeiten, in denen diesen die zunehmende Marginalisierung droht, zuträglich ist, wenn sich bei ihnen zuweilen ein auf Polarisierung und Abschottung zielendes Denken zu etablieren scheint. Gerade im heutigen wissenschaftlichen Umfeld, für das Interdisziplinarität und transdisziplinäre Anschlussfähigkeit unumgänglich sind, dürfte doch die Betonung verbindender Linien statt trennender Aspekte produktiver sein.

5 L. von Ranke: *Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535*, Bd. 1. Leipzig/Berlin 1824, S. VI; für Rankes Rückgriff auf Thukydides vgl. K. Reppen: *Über Rankes Diktum von 1824: „Bloss sagen, wie es eigentlich gewesen“*. In: HJ 102, 1982, S. 439–449.

6 G. Alföldy: *Römisches Staats- und Gesellschaftsdenken bei Sueton*. In: *AncSoc* 11/12, 1980/81, S. 349–385, hier S. 385.

Schulz' Untersuchung gilt einem für Altertumswissenschaftler unterschiedlicher Provenienz relevanten Thema, nämlich der Verarbeitung von Diskursen der Herrschaftsrepräsentation in nach dem Tode des spezifischen Regenten entstandenen Narrativen. Zu seinen Lebzeiten finden sich Versatzstücke der kaiserlichen Repräsentation in panegyrischen Diskursen und erfahren eine positive bis neutrale Würdigung. Ausdrücklich auf Kritik abzielende Stellungnahmen waren unter den Bedingungen einer Alleinherrschaft schwerlich zu erwarten und wurden kaum unverhohlen artikuliert. Denn über den lebenden *princeps* ließ sich eben in aller Regel nur *stilo maiore* schreiben.<sup>7</sup> Nach dem Tode des betreffenden Kaisers konnte jedoch seine Herrschaftsrepräsentation sowie deren Verarbeitung im sogenannten panegyrischen Diskurs der Kritik unterzogen und gleichsam in Form eines kritischen Diskurses dekonstruiert werden.<sup>8</sup> Dass die Studie die Herrscherpersönlichkeiten Nero und Domitian in den Mittelpunkt stellt, erscheint dabei als folgerichtig, da beide als *mali principes* gezeichnet wurden, jeweils am Ende ihrer Dynastie standen, ihre Herrschaftsrepräsentation vielfältige potentiell transgressive Momente aufwies und beide nach ihrem Tod eine überaus kritische Behandlung in der antiken Literatur erfuhren. Methodisch setzt diese erzählerische Technik voraus, dass der kritische Diskurs auf den zeitgenössischen, panegyrischen Diskurs regelrecht antwortet und die gleichen Dispositive, die seinerzeit positiv gezeichnet wurden, nun neu kodiert und mit einer negativen Semantik unterlegt werden. Eine Bedingung für das grundsätzliche Funktionieren dieser Dekonstruktions- und Neukodierungsmechanismen ist in jedem Fall die Tatsache, dass die Herrschaftsrepräsentation der behandelten Kaiser ambivalente, zweideutige Elemente besaß, die in ihrem semantischen Gehalt nicht eindeutig positiv festgelegt waren, sondern sich nach dem Tode der *principes* in einem negativen Sinne neu interpretieren ließen (vgl. S. 34–42).<sup>9</sup> Die Entdeckung dieses Sachverhaltes für die Literatur der neronischen und domitianischen Zeit ist nicht neu.<sup>10</sup> Schulz legt dieses kom-

7 Eutr. 10,18.

8 Zu dieser Terminologie vgl. Schulz, S. 39–41.

9 Vgl. am Beispiel der kaiserlichen Bankettkultur: Schulz, S. 11–16.

10 Vgl. zum Beispiel P. Kragelund: Neros's Luxuria, in Tacitus and in the Octavia. In: CQ 50, 2000, S. 494–515; M. Charles: Calvus Nero. Domitian and the Mechanics of Predecessor Denigration. In: AClass 45, 2002, S. 19–49; A. B. Gallia: Remembering the Roman Republic. Culture, Politics, and History under the Principate. Cambridge

munikative Verfahren ihrer eigenen Studie als Prämisse zugrunde und wendet dieses Prinzip auf die historiographischen Werke des Tacitus, Sueton und Cassius Dio an, um die Dekonstruktionsverfahren zu beleuchten, auf denen die literarische Darstellung Neros und Domitians bei diesen Autoren beruht. Sie greift somit auf andere Schriften zurück, als Lisa Cordes in ihrer Untersuchung betrachtet.

Für unmittelbar in der Lebenswelt des betreffenden Herrschers oder kurze Zeit nach dessen Tod entstandene Literatur mag dieser Mechanismus als eine Art gestaltendes literarisches Prinzip in der Tat hohe Plausibilität für sich beanspruchen, wie Cordes seinerzeit in ihrer Untersuchung überzeugend vorführen konnte, wenngleich im Einzelfall auch andere Kontexte für die spezifische Zeichnung eines *princeps* verantwortlich sein dürften als die Auseinandersetzung mit den Narrativen literarischer Vorgänger, wie auch Schulz verschiedentlich anmerkt (vgl. S. 30, 36, 39, 48–49). Allerdings scheint Schulz in diesem Zusammenhang historisch-politische Kontexte in erster Linie als Stimulanzien für die Literaturproduktion und die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit anzusehen, nicht jedoch als entscheidende Faktoren, die ihrerseits die Modi prägten, auf welche Weise Vergangenheit überhaupt in der Literatur thematisiert und instrumentalisiert wurde (vgl. beispielsweise S. 36, 48 Anm. 80). Es stellt sich ja grundsätzlich die Frage, weshalb es möglich und gegebenenfalls sogar erforderlich war, Nero und Domitian nach ihrem Ableben literarisch zu *mali principes* zu stilisieren. Die Gründe dafür liegen jedoch weit eher in der Auseinandersetzung und dem Umgang mit historisch-politischen Bedingungen als in der Replik auf im weitesten Sinne panegyrische Literatur. So ist es für Tacitus in seinem ‚Agricola‘ ein besonderes Anliegen, sich selbst aus der Herrschaftsphase, in der sich der letzte Flavier zunehmend autokratisch gerierte, gleichsam herauszuschreiben und damit als weniger belastet im Vergleich zu vielen seiner Zeitgenossen darzustellen. Auf diese Weise schien es für Tacitus möglich, letztlich in der Konkurrenz gegenüber seinen Senatskollegen in einer Zeit zu reüssieren, die durch den regierenden Trajan mit dem Ziele der Herrschafts-

u. a. 2012, S. 86–127, besonders S. 89–90; jüngst: L. Cordes: Kaiser und Tyrann. Die Kodierung und Umkodierung der Herrscherrepräsentation Neros und Domitians. Berlin/Boston 2017 (Philologus-Supplemente 8), S. 1–9, 14–18, sowie die Rezension zu diesem Buch von I. Künzer in H-Soz-Kult vom 16.10.2017, online unter: <https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-27632>.

legitimierung auf Distanzierung von Domitian angelegt war.<sup>11</sup> Die kritische Positionierung antiker Autoren gegenüber der Herrschaftsrepräsentation sollte somit nicht nur als literarisch-rhetorisches Verfahren, sondern auch in unmittelbarer Wechselwirkung mit den jeweiligen besonderen Zeitumständen gesehen und interpretiert werden, in denen im Genre der Literatur Politik gleichsam mit anderen Mitteln fortgesetzt wurde. Antike historiographische Texte waren eben nicht nur Literatur, was auch Schulz konstatiert (S. 36).

Zu überlegen ist aber, ob stets und für sämtliche Facetten der Figurenzeichnung von einer holistischen Dekonstruktion in der literarischen Auseinandersetzung mit Nero und Domitian nach deren Tode auszugehen ist und somit in der Darstellung der beiden Herrscher in jedem Falle oder zumindest meistens auf einen panegyrischen Diskurs kritisch repliziert wurde. Wahrscheinlicher ist ja vielmehr, dass dies nur ein Aspekt war, der das Bild eines Kaisers in der antiken Historiographie bestimmte, und dass hingegen allgemeinere Darstellungstendenzen und Plausibilitätskonstruktionen insbesondere mit zunehmendem Abstand von der Herrschaftszeit des betreffenden *princeps* für die jeweils angewandten Charakterisierungstechniken prägender wurden. Konkret wäre daher in diesem Zusammenhang zu fragen, inwiefern für das Nero- und Domitianbild des Cassius Dio mehr als hundert Jahre nach der Herrschaft dieser Kaiser noch eine Positionierung gegenüber dem zeitgenössischen panegyrischen Diskurs ausschlaggebend war und ob nicht vielmehr dieser Autor im dritten nachchristlichen Jahrhundert vor der Herausforderung stand, sich mit der inzwischen in der antiken Literatur etablierten negativen Charakterisierung dieser *principes* zu beschäftigen und seinerseits auf diesem Feld einen eigenen erzählerisch überzeugenden Entwurf beizusteuern. Die Dekonstruktion des positiven Domitianbildes, wie es bei Statius oder Martial zu finden ist, dürfte für Cassius Dio kaum noch ein Antrieb und eine Argumentationsfolie gewesen sein. Der zeitliche Abstand dieses Historiographen zu seinem Gegenstand hatte längst eine geradezu kanonische Zeichnung des letzten Regenten der iulisch-claudischen Familie wie auch des letzten Repräsentanten der flavischen Dynastie entstehen lassen. Die stringente Argumentation mit einem kritischen historiographischen Diskurs in unmittelbarer Reaktion auf panegyrische Dispositive kann also

11 I. Künzer: Kulturen der Konkurrenz. Untersuchungen zu einem senatorischen Interaktionsmodus an der Wende vom ersten zum zweiten Jahrhundert n. Chr. Bonn 2016 (*Antiquitas* I 68), S. 129–149.

zwangsläufig mit einem gewissen Schematismus einhergehen, zumal unterschiedliche Entstehungsbedingungen und Kontexte literarischer Werke auch verschiedene Grade, Techniken und Methoden für dekonstruierende Verfahrensweisen mit sich brachten.

Schulz hingegen betrachtet antike historiographische Texte in erster Linie als Literatur. Demnach sind es literarische Konzepte, die die Sicht eines antiken Autors auf die Geschichte und dessen eigene literarische Präsentation eines Sachverhalts vergangener Zeiten prägten. Dazu rekurriert sie auf Hayden White, von dessen narratologischen Schemata sich die Verfasserin für die Anwendbarkeit auf antike Texte jedoch distanziert (vgl. S. 48 Anm. 80).<sup>12</sup> Es wirkt jedoch etwas inkonsequent, wenn sich Schulz gleichzeitig Whites monolithischer Interpretation von Texten als Literatur verpflichtet fühlt: „A historian is influenced by certain poetic – we could say: literary – concepts that determine his view of his history and his presentation of it“ (S. 48 Anm. 80). Schulz relativiert damit in gewisser Weise ihre eigene Argumentation, wenn sie Geschichtsschreibung als „medium of negotiation“ (S. 48) bezeichnet. Auch die Aussage „Historiography does, of course, have a major factual dimension, a strong relationship with the real world“ (S. 49),<sup>13</sup> scheint mit dem gleichsam radikal narratologischen Ansatz Whites schwerlich vereinbar. Wenn historiographischen Texten die Funktion eines Aushandlungsinstruments zukam, dann setzt dies nicht nur eine innerliterarische Aushandlung in Form eines Statements eines antiken Autors zu früheren Darstellungen des betreffenden Stoffes, sondern vor allem Rezipienten außerhalb der Literatur voraus, die die Narrative auf ihre Überzeugungskraft und Plausibilität überprüfen konnten. Antike Literatur erschöpfte sich ja nicht nur im Schreiben von Texten, für die eine ausgeklügelte literarische Gestaltung überaus wichtig war, was unstrittig ist, sondern sollte von einem Publikum gelesen oder aber einem Zuhörerkreis vorgelesen werden, sei es mit dem Ziel der Unterhaltung, sei es mit dem dezidierten Anspruch, einen Nutzen aus dem entsprechenden Werk zu ziehen.<sup>14</sup> In diesem Zusammenhang scheint

12 H. White: *Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth-Century Europe*. 5. Aufl. Baltimore/London 1985, S. 7–42.

13 Ähnlich Schulz, S. 36, mit Verweis auf die Rolle antiker Literatur als Medium politischer Kommunikation.

14 K. Heldmann: *sine ira et studio. Das Subjektivitätsprinzip der römischen Geschichtsschreibung und das Selbstverständnis antiker Historiker*. München 2011 (Zetemata 139), S. 32–104.

allerdings die Überlegung lohnend, ob es ausdrücklich und hauptsächlich literarisch-narratologische Prinzipien waren, die den Bericht eines antiken Autors bestimmten und geradezu festlegten, oder ob nicht eher spezifische Kontexte und deren Tendenzen und Bedingungen dafür ausschlaggebend waren, einen konkreten historischen Stoff in einer ganz bestimmten Weise zu arrangieren und zu präsentieren, sodass dabei die Erzähl- und Kompositionstechniken letzten Endes für diesen Zweck in erster Linie ein heuristisch-methodisches Mittel des betreffenden Literaten, nicht jedoch die seine Darstellung determinierenden Faktoren waren. Es gingen also vielfältigste außertextliche Bedingungen und literarische Gestaltungsverfahren miteinander Hand in Hand und bedingten einander wechselseitig, wenn es darauf ankam, bestimmten diskursiven Versatzstücken eine literarische Bedeutung zuzuweisen.

Schulz' Untersuchung gliedert sich nach einem einleitenden Teil mit allgemeinen methodischen Überlegungen in drei Abschnitte, die nacheinander jeweils den Dekonstruktionsverfahren des Tacitus (Teil 2), Cassius Dio (Teil 3) und Sueton (Teil 4) gewidmet sind. Sämtliche Bereiche sind identisch aufgebaut: Zunächst wird mittels einer kurzen Einleitung zu dem entsprechenden Autor hingeführt (S. 53–54, 169–170, 269–270). In einem ersten Kapitel werden die verschiedenen Aspekte der kaiserlichen Herrschaftsrepräsentation, die einer Dekonstruktion unterzogen werden, vorgestellt, wie bauliche Aktivitäten des *princeps*, das kaiserliche Spielewesen, militärisches Engagement, ephemere performative Repräsentationsaspekte, beispielsweise die Feier von Triumphen und das Abhalten von Festen, sowie das Verhältnis zu sakral-göttlichen Elementen des Kaisertums und die allgemeine Atmosphäre, die die spezifische Herrschaftsakkzentuierung kreierte („Imperial Representation and Topics of Deconstruction“, S. 55–93, „Writing History under the Severans“, S. 171–187, „Biography and Eccentric Representation“, S. 271–277). Ein zweites Kapitel ist den konkreten Dekonstruktionsmodi des betreffenden Autors gewidmet („Strategies of Deconstruction in Tacitus“, S. 94–129, „Strategies of Deconstruction in Cassius Dio“, S. 188–248, „Strategies of Deconstruction in Suetonius“, S. 278–339). Der Frage, welche Effekte und Wirkung mit den einzelnen Dekonstruktionsstrategien erzielt wurden, gilt jeweils ein weiteres Kapitel („Creating Uncertainty“, S. 130–163, „Deconstruction and the Construction of Memory“, S. 249–263, „Deconstructed Elements and Miscellanism“, S. 340–354). Jedes Kapitel wird von einer kurzen Zusammenfassung der Ergebnisse abgeschlossen (S. 164–166,

264–265, 355–357). Es folgen ein Schlusskapitel sowie ein Anhang, der Dekonstruktionsverfahren und Modi der Charakterzeichnung aus dem Bereich der antiken Rhetorik als mutmaßliche Vorlagen für die antiken historiographischen Texte präsentiert (S. 367–373).

Die Behandlung Cassius Dios vor Sueton und somit der Verzicht auf einen chronologischen Aufbau der Untersuchung besitzt indes gute Gründe. Auf diese Weise kann die Verfasserin Parallelen und Unterschiede zwischen Tacitus und Cassius Dio deutlich herausarbeiten. Beide Autoren schrieben historiographische Werke. Die Ermittlung von Vergleichs- und Differenzierungsebenen besitzt insofern einen heuristischen Wert. Im Gegensatz dazu können die Kaiserviten Suetons nicht eindeutig dem Genre der Geschichtsschreibung zugerechnet werden, sondern weisen auch Verbindungslinien und explizite Gemeinsamkeiten mit anderen literarischen Gattungen auf. Die spezifischen Dekonstruktionsprinzipien Suetons im Vergleich zu jenen des Tacitus und des Cassius Dio kann Schulz daher auf diesem Wege besonders akzentuieren. Schulz' Studie besitzt somit eine wohl erwogene und überaus leserfreundliche Gliederung, die jederzeit eine leichte Orientierung in der Publikation gewährleistet.

### Taciteische Dekonstruktion und insinuierte Atmosphäre

Dass Tacitus entgegen seinem eigenen Postulat nicht *sine ira et studio* (Tac. ann. 1,1,3) schrieb, sondern eine überaus tendenziöse Darstellung lieferte, ist in der altertumswissenschaftlichen Forschung bereits seit geraumer Zeit bekannt.<sup>15</sup> In diesem Zusammenhang wurde auch immer wieder die Insinuationstechnik des Tacitus behandelt und vielfach untersucht, mit Hilfe welcher Mittel er bei seiner Leserschaft einen bestimmten Eindruck evoziert.<sup>16</sup>

15 Syme (wie Anm. 3), S. 304–321, 340–363; Heldmann (wie Anm. 14), S. 86–104.

16 Vgl. zum Beispiel I. S. Ryberg: 'Tacitus' Art of Innuendo. In: TAPhA 73, 1942, S. 383–404; Syme (wie Anm. 3), S. 711–745; D. Sullivan: Innuendo and the "Weighted Alternative" in Tacitus. In: CJ 71, 1975/1976, S. 312–326; A. J. Pomeroy: *Imagines rerum*. Tacitus' Narrative Technique in the "Histories". Ann Arbor, Mich. 1982; P. Sinclair: Rhetorical Generalizations in Annales 1–6. A Review of the Problems of Innuendo and Tacitus' Integrity. In: ANRW 2,33,4. Berlin/New York 1991, S. 2795–2831; O. Devillers: *L'art de la persuasion dans les Annales de Tacite*. Brüssel 1994 (Collection Latomus 223); Hausmann (wie Anm. 2); O. Devillers: The Concentration of Power and Writing History: Forms of Rhetorical Persuasion in the

Ziel des Tacitus war es letzten Endes, eine plausible Narration zu präsentieren, für die seine zeitgenössische Leserschaft, die die Regierungsjahre Neros und Domitians zum Teil noch selbst erlebt hatte, gleichsam als eine Art Kontrollinstanz fungierte. Hinsichtlich der Dekonstruktionsstrategien, die Tacitus für seine Zeichnung der beiden *principes* anwendet, das knapp umfangreichste Kapitel der Studie von Schulz, lässt sich mithin schwerlich etwas Neues erwarten. Für die Bereiche der Herrschaftsrepräsentation, auf die sich Tacitus bei seinen Dekonstruktionsbestrebungen verlegt, greift die Verfasserin in erster Linie auf Arbeiten von Catharine Edwards, Shadi Bartsch, Lisa Cordes und Christian Witschel zurück.<sup>17</sup> Schulz konstatiert dabei eine besondere Präferenz des Tacitus für performative Praktiken der kaiserlichen Herrschaftsrepräsentation. So ergebe sich bei Gastmählern, Triumphen und jeglichen Formen von Inszenierungen in der Regel nicht das Problem, dass diese möglicherweise noch für Nachfolger im Kaisertum von Bedeutung oder aber in fortwährender Nutzung gewesen seien, wie dies bei Bauwerken in der Regel der Fall war. Zudem ließ sich für den Historiographen bei ephemeren Praktiken die Kodierung und damit die Rezeption wesentlich leichter steuern. Außerdem waren Tugenden und Fehlverhalten des Herrschers viel besser über die Beschreibung des Verhaltens und konkreter Handlungen vorzuführen, als sich dies mit einem Rekurs auf die architektonisch-materielle Hinterlassenschaft des jeweiligen Kaisers realisieren ließ (vgl. S. 66–67).

Aufgrund der Überlieferungssituation der taciteischen Werke, insbesondere der ‚Historien‘, ergibt sich zudem das Problem, dass für die Herrschaftszeit Domitians im Vergleich zum neronischen Prinzipat vom Umfang her wesentlich weniger Material zur Verfügung steht, um sämtliche Bereiche der domitianischen Herrschaftsrepräsentation angemessen beleuchten zu kön-

Histories (1.1–49). In: V. E. Pagán (Hrsg.): *A Companion to Tacitus*. Malden, MA u. a. 2012, S. 162–187.

- 17 C. Edwards: *Beware of Imitations. Theatre and the Subversion of Imperial Ideology*. In: J. Elsner/J. Masters (Hrsgg.): *Reflections of Nero. Culture, History, and Representations*. Chapel Hill/London 1994, S. 83–97; S. Bartsch: *Actors in the Audience. Theatricality and Doublespeak from Nero to Hadrian*. Cambridge, Mass./London 1994 (*Revealing Antiquity* 6), S. 1–63; Ch. Witschel: *Verrückte Kaiser? Zur Selbststilisierung und Außenwahrnehmung nonkonformer Herrscherfiguren in der römischen Kaiserzeit*. In: Ch. Ronning (Hrsg.): *Einblicke in die Antike. Orte – Praktiken – Strukturen*, München 2006 (*Münchener Kontaktstudium Geschichte* 9), S. 87–129; Cordes (wie Anm. 10), S. 19–57, 59–100, 103–171, 175–203.

nen. Aus diesem Grunde greift Schulz zur Plausibilisierung ihrer Argumentation auch auf die taciteische Schilderung anderer *principes*, wie des Tiberius oder des Caligula, zurück. Zugleich möchte die Verfasserin auf diese Weise belegen, dass die besprochenen Dekonstruktionsstrategien nicht nur für einzelne Herrscher singulär, sondern durch den Historiographen universell als Kompositionsprinzipien eingesetzt wurden und somit ihre eigenen Ergebnisse verallgemeinerungsfähig sind. Dieser Schluss muss freilich hypothetisch bleiben. Für die Behandlung der Dekonstruktionsmodi des Cassius Dio ist Schulz ebenfalls aus Gründen der lückenhaften Überlieferung auf diese Vergleichsmöglichkeiten angewiesen, und auch im Kapitel zu Sueton wird das Material über Nero und Domitian um Episoden zu anderen Kaisern ergänzt.

Bei Tacitus rekonstruiert Schulz im Wesentlichen drei Dekonstruktionsverfahren: Zum einen gebe es den gezielten Versuch, einem Aspekt eine eindeutig negative Konnotation zu verleihen, indem Transgressionen dezidiert negativ ausgedeutet, die Hybris und mangelnde *moderatio* des Kaisers demonstriert oder aber das kaiserliche Verhalten als fremd oder unmännlich vorgeführt werden.<sup>18</sup> Zum anderen sei das Ziel zu erkennen, das kaiserliche Verhalten als auf falschen oder aber irrationalen Gründen beruhend darzustellen. Unter diesen Aspekt fällt auch die *simulatio* als dem *princeps* zugeschriebene Eigenschaft.<sup>19</sup> Außerdem sei bei Tacitus das Bestreben vorhanden, das Überschreiten einer zeitlichen oder sozialen Logik im kaiserlichen Repräsentationsverhalten zu verdeutlichen. Dafür verdichte der antike Historiograph die Chronologie und gestalte explizite und implizite Kausalketten

18 Syme (wie Anm. 3), S. 410–411, 423, 427; Edwards (wie Anm. 17), S. 84–88; M. Geiser: Personendarstellung bei Tacitus am Beispiel von Cn. Domitius Corbulo und Ser. Sulpicius Galba. Remscheid 2007 (Die Antike und ihr Weiterleben 6), S. 11–27; Th. Späth: Narrative Performanz. Vorschlag zu einer neuen Lektüre von Geschlecht in taciteischen Texten. In: EuGeStA 1, 2011, S. 121–162; A. J. Woodman: Tacitus, Agricola. With Contributions from C. S. Kraus. Cambridge 2014, S. 100–102; Hausmann (wie Anm. 2), S. 11–112, 143–145; zur Charakterisierungstechnik des Tacitus allgemein vgl. ebd.

19 Vgl. die in Anm. 16 und 18 genannte Literatur; ferner B. Walker: The Annals of Tacitus. A Study in Writing of History. Manchester 1952, S. 47, 204–234; Ch. Gill: The Question of Character-Development. Plutarch and Tacitus. In: CQ 33, 1983, S. 469–487; S. Döpp: Tacitus' Darstellungsweise in Cap. 39–43 des 'Agricola'. In: WJA N.F. 11, 1985, S. 151–167; M. Vielberg: Tacitus als Psychologe. In: A&A 46, 2000, S. 173–189.

zwischen Ereignissen oder füge bestimmte Aspekte in einen anderen chronologischen Kontext ein.<sup>20</sup> Diese darstellerischen Techniken sind wiederum in diverse Untergruppen gegliedert und werden von Schulz an einer Vielzahl von Beispielen vorgeführt.

Es stellt sich dabei jedoch die Frage, inwiefern und ob grundsätzlich zwischen den einzelnen Verfahren eindeutig zu trennen ist oder ob diese nicht im Gegenteil, im Sinne einer möglichst authentischen Narration und Gesamtwirkung, kombiniert wurden beziehungsweise fließend ineinander übergingen. Das Zusammenspiel verschiedener Dekonstruktionsstrategien zeigt sich beispielsweise bei der Hochzeitszeremonie Neros mit Pythagoras (Tac. ann. 15,37,4). Schulz betrachtet diese Episode im Rahmen ihres Unterkapitels zur absichtlich negativen Konnotation einer Passage und in diesem Zusammenhang konkret als Gelegenheit für Tacitus, zu demonstrieren, dass Nero sich unmännlich verhielt und nicht den an einen Kaiser gerichteten Männlichkeitsvorstellungen gerecht wurde. Nero verkörperte bei dieser als formal vollständiges Vermählungsritual dargestellten Hochzeitsfeier die Rolle der Frau (vgl. Tac. ann. 15,37,4) und war damit als amtierender römischer Kaiser gegenüber dem Freigelassenen Pythagoras auch im sexuellen Bereich in eine passive Position versetzt (vgl. S. 103–104). Die Vielzahl der transgressiven Momente im kaiserlichen Verhalten, die diese Passage bereithält, ist signifikant. Auffällig ist vor allem die Integration dieser Episode in die taciteische Narration. Neros Hochzeit mit Pythagoras folgt auf das Bankett des Tigellinus (Tac. ann. 15,37,1–4; vgl. S. 25–26, 71–72, 125–126), wobei die Inversion sozialer Hierarchien und moralischer Standards überaus deutlich wird, und es schließt sich der Brand Roms gleichsam als ein Höhepunkt an (Tac. ann. 15,38–45).<sup>21</sup> Im Bericht des Tacitus erscheinen diese verschiedenen Episoden nacheinander. Ein Leser der ‚Annalen‘ wird jedoch zwischen diesen Passagen leicht eine Kausalitätskette hergestellt haben (vgl. S. 125–126).<sup>22</sup> Die Hochzeit Neros mit dem Freigelassenen behandelt Schulz ebenfalls im Zusammenhang mit der Dekonstruktionsstrategie, die zeitliche

20 Vgl. Syme (wie Anm. 3), S. 310, 390–393; Döpp (wie Anm. 19), S. 153–154; Hausmann (wie Anm. 2), S. 144–145; ferner die bereits in den Anmerkungen 16, 18 und 19 genannte Literatur.

21 Zu dieser Form der Komposition vgl. Schulz, S. 103, 125.

22 In diesem Sinne bereits Syme (wie Anm. 3), S. 310; W. Allen: Nero's Eccentricities before the Fire (Tac. Ann. 15.37). In: *Numen* 9, 1962, S. 99–109, hier S. 103.

oder gesellschaftliche Logik zu hinterfragen, die dem kaiserlichen Handeln zugrunde liegt.

In ähnlicher Weise sieht Schulz im Bericht vom Triumph Domitians über die Chatten (Tac. Agr. 39,1) den Versuch, im Verhalten dieses Kaisers einen Bruch mit der gesellschaftlichen Logik vorzuführen. Die Gewährung eines Triumphes implizierte immanent die Bestätigung gesellschaftlicher Normen, hatte sich doch der Triumphator in der Regel als militärisch sieghaft gegen einen auswärtigen Feind erwiesen. Die Bezeichnung von Domitians Triumph als fingiert zeigte hingegen gerade, dass der letzte Flavier der Erwartung an einen Kaiser nicht gerecht geworden war, sich erfolgreich militärisch zu bewähren (vgl. S. 127). Den *falsum e Germania triumphum* (Tac. Agr. 39,1) ordnet Schulz zudem in die Dekonstruktionsstrategie ein, das Verhalten des Kaisers als *dissimulatio* zu klassifizieren, womit gezeigt werde, dass das Agieren des Kaisers auf falschen Gründen beruhe (vgl. S. 121).

Auf diese Weise ist somit eine und dieselbe Passage unter Umständen in unterschiedliche Dekonstruktionsverfahren und Darstellungsmodi eingebunden, außerdem noch in die Behandlung der Repräsentationsbereiche der jeweiligen Kaiser, die für Tacitus von Interesse sind. Die Zusammenhänge und die Wirkung auf die Gesamtnarration werden jedoch mittels Verweisen in den Anmerkungen nicht immer hinreichend deutlich. Es wäre für die Interpretation daher interessant gewesen, einzelne der gewählten Beispiele im Hinblick auf die gleichzeitige Anwendung mehrerer Dekonstruktionsmechanismen zu lesen und auf dieser Grundlage wiederum zu fragen, was dies für die Stellung der betreffenden Episode in der Gesamtnarration des jeweiligen Œuvres, zugleich aber auch für deren Bedeutung bei der Charakterisierung des einzelnen Kaisers besagt. War für diese Fälle gleich eine mehrfache Dekonstruktion erforderlich oder aber aufgrund des in vielerlei Hinsicht devianten kaiserlichen Verhaltens einfach naheliegend? Es hätte sich unter Umständen auch aus heuristischen Gründen gelohnt, häufiger einzelne bemerkenswerte Episoden bezüglich der Kompositions- und Dekonstruktions-technik in ihrer Gesamtheit mit Hilfe eines ‚close reading‘ zu interpretieren und somit neben der Gliederung der Studie nach verschiedenen verwendeten narrativen Techniken auch einzelne thematische Passagen vorzusehen, in denen diese Abschnitte umfassend hinsichtlich der dort jeweils zur Anwendung kommenden Dekonstruktionsmechanismen betrachtet werden.

Tacitus dekonstruierte jedoch für seine Charakterisierungstechnik von Kaiserfiguren und damit verbundene Plausibilitätskonstruktionen keineswegs in

stringenter Art und Weise ausschließlich verschiedene Ebenen der kaiserlichen Herrschaftsrepräsentation, sondern evozierte mit Hilfe rhetorischer Strategien eine Atmosphäre der Unsicherheit und Verunsicherung. Diese Wirkungsabsicht des Tacitus rekonstruiert Schulz im Hinblick auf die Verwendung von Inkonsistenzen und Unstimmigkeiten. Tacitus instrumentaliere unter anderem gezielt Gegensätze, die üblicherweise einer eindeutigen Zuordnung dienen, um die Leserschaft zu irritieren. So berichte Tacitus bei einzelnen Ereignissen Gerüchte und unterschiedliche Versionen, komponiere und gewichte diese in einer spezifischen Anordnung und gebe auf mehr oder weniger subtile Weise seine eigene Präferenz zu erkennen oder aber verweigere dem Leser unter Umständen genau diese Eindeutigkeit und breche damit Erwartungen. Er erwecke dabei mit Hilfe seines historischen Stoffes zuweilen den Eindruck einer negativen Entwicklungsdynamik: Der Leser sehe sich mit einem fatalen Fortschreiten der Ereignisse konfrontiert, in deren Verlauf dieser allerdings nicht eingreifen könne; er sei jedoch durch Tacitus zum Nachdenken und zur eigenen Meinungsbildung aufgefordert (vgl. S. 131–163, 166–167).<sup>23</sup>

Die für Tacitus charakteristische Ambiguität betreffe auch sein Verhältnis zu Nerva und Trajan. Vielfältige Formulierungen in den taciteischen Werken (vgl. beispielsweise Tac. Agr. 1–3; Germ. 37; hist. 4,42,5–6; ann. 3,18,3–4) seien im Bezug der Kritik ausschließlich auf Domitian alles andere als eindeutig. Vielmehr sei aufgrund der Offenheit und Unbestimmtheit einzelner Passagen auch die Verknüpfung mit der Herrschaftszeit der Kaiser Nerva und Trajan möglich. Infolgedessen lasse sich auf eine gewisse Skepsis und mit der fortschreitenden Literaturproduktion im Laufe der Zeit auf eine sukzessive Distanzierung des Tacitus von den zeitgenössischen Kaisern schließen. Tacitus wäre es auch mit dem Ziel einer eindeutigen Leserlenkung möglich gewesen, eine merklich positive oder neutrale Rezeption seines Verhältnisses zu den während der Entstehungszeit seiner Werke regierenden Kaisern zu gewährleisten. Der Verzicht darauf sei jedoch signifikant. Auch die

23 R. Develin: Tacitus and Techniques of Insidious Suggestion. In: *Antichthon* 17, 1983, S. 64–95; D. Whitehead: Tacitus and the Loaded Alternative. In: *Latomus* 38, 1979, S. 474–495; J. J. O’Hara: Inconsistency in Roman Epic. *Studies on Catullus, Lucretius, Virgil, Ovid and Lucan*. Cambridge 2007, S. 1–6, 142; D. Fowler: Second Thoughts on Closure. In: D. H. Roberts (Hrsg.): *Classical Closure. Reading the End in Greek and Latin Literature*. Princeton 1997, S. 3–22; S. Jäkel: Erwartung und Irritation. In: S. Jäkel u. a. (Hrsgg.): *Literatur und Philosophie in der Antike*. Turku 1986 (*Annales Universitatis Turkuensis, Ser. B 174*), S. 9–18.

Einstellung des Tacitus zur Herrschaft Domitians habe sich verändert, und das offene Bekenntnis zur eigenen Karriere unter Domitian sei im Laufe der Zeit möglich geworden (vgl. S. 147–149, besonders S. 148–149 Anm. 80):

„It has also been observed that Tacitus’ comments on his own relationship with Domitian develop over time [...]. They become more and more candid. There is nothing about this relationship here in the *Agricola*. [...] If one reads this as a process of 15 to 20 years in which Tacitus distances himself from Nerva [...] and Trajan [...] while more openly acknowledging his past under Domitian, the disconcertion detected in the preface of the *Agricola* would fit well with this notion. Tacitus would then be indirectly inciting the reader to wonder about the similarities and differences between Domitian and Nerva/Trajan.“ (S. 149 Anm. 80).

Eine vermeintliche Unzufriedenheit des Tacitus mit seiner eigenen Gegenwart und den amtierenden Herrschern Nerva und Trajan sowie eine mögliche Enttäuschung des Tacitus über Trajan, der als *optimus princeps* nicht so agiere, wie es sich der Senator Tacitus wünsche oder erhoffe, hatten bereits Friedrich Klingner und in jüngerer Zeit Dylan Sailor und Anthony Woodman vertreten.<sup>24</sup>

Beide Phänomene – eine mutmaßliche Ernüchterung gegenüber Nerva und Trajan sowie das positive Bekenntnis zu einer Karriere unter dem letzten Flavier – müssen allerdings keineswegs kausal miteinander zusammenhängen.<sup>25</sup> Die Tatsache, dass Tacitus im Laufe seines Lebens die Förderung durch Domitian einräumen konnte (Tac. hist. 1,1,3), ohne zugleich Zweifel an seiner Zeichnung des letzten Flaviers als eines *malus princeps* im ‚Agricola‘ aufkommen zu lassen, liegt in den historisch-politischen Bedingungen begründet, unter denen seine Werke entstanden. Für Trajan und dessen Herrschaftslegitimation war es in den ersten Regierungsjahren unumgänglich, sich von der domitianischen Zeit zu distanzieren.<sup>26</sup> Mit dem infolgedessen omnipräsenten antidomitianischen Zeitgeist musste sich auch die Senatorenschaft arrangieren und für die Genese ihrer Binnendifferenzierung Modi der

24 F. Klingner: Tacitus. In: Die Antike 8, 1932, S. 151–169; D. Sailor: Empire and Writing in Tacitus. Cambridge/New York 2008, S. 58–59; Woodman (wie Anm. 18), S. 65–70, 74–76.

25 Zur Karriere des Tacitus vgl. G. Alföldy: Bricht der Schweigsame sein Schweigen? Eine Grabinschrift aus Rom. In: MDAI(R) 102, 1995, S. 251–268; ferner Syme (wie Anm. 3), S. 59–74.

26 Zu den Hintergründen vgl. K.-H. Schwarte: Trajans Regierungsbeginn und der ‚Agricola‘ des Tacitus. In: BJ 179, 1979, S. 139–175; Künzer (wie Anm. 11), S. 19–25.

Integration oder Exklusion früherer Domitiananhänger entwickeln. Gleichzeitig hatten sich Senatsangehörige vorsichtig abwartend und möglicherweise zuversichtlich gegenüber veränderten Akzenten der Herrschaftsrepräsentation neuer Kaiser zu verhalten, wie es im Proömium des ‚Agricola‘ erkennbar ist. Dieser vielschichtige und herausfordernde Prozess benötigte eine gewisse Zeit. Unter diesen Umständen war zum Zeitpunkt der Entstehung des ‚Agricola‘ eine Assoziation bestimmter Stationen des eigenen *cursus honorum* mit Domitian jedoch wenig zuträglich, sondern kontraproduktiv.<sup>27</sup> Der Verzicht auf die Erwähnung der eigenen Förderung durch den letzten Flavier im ‚Agricola‘ – einer wohl im Jahre 98 n. Chr. veröffentlichten Schrift – ist also alles andere als überraschend, vielmehr konsequent und folgerichtig. Da die trajanische Herrschaft einige Jahre später als konsolidiert gelten konnte und der neue *princeps* sich in der Zwischenzeit auch militärisch bewährt hatte, trat Domitian als notwendige Abgrenzungsfolie immer mehr in den Hintergrund. Daraufhin konnte Tacitus die Förderung durch Domitian auch freimütig zugegeben, ohne dass damit Nachteile verbunden gewesen wären.<sup>28</sup> Diese Entwicklung hinsichtlich eines möglichen Bekenntnisses zur Förderung durch Domitian ist jedoch keineswegs gleichbedeutend mit einer Enttäuschung durch Nerva und Trajan oder gar als eine Distanzierung des Tacitus von beiden Kaisern aufzufassen. Auch der Umstand, dass das von Tacitus angekündigte Werk über seine eigene Gegenwart (Tac. Agr. 3,3; Tac. hist. 1,1,4) nicht in Angriff genommen wurde, lässt diesen Schluss nicht zwingend zu (so jedoch S. 148–149 Anm. 80). Über den lebenden Kaiser Trajan, unter dessen Herrschaft die taciteischen Werke verschriftlicht wurden, konnte Tacitus kein Geschichtswerk schreiben. Hier wäre allenfalls eine panegyrische Auseinandersetzung denkbar gewesen.<sup>29</sup> Zwangsläufig musste er sich, wenn er sein historiographisches Schaffen fortsetzen wollte, daher

27 Zum Weg des Tacitus, sich selbst im Vergleich zu den Zeitgenossen partiell geringer in das Regime Domitians involviert darzustellen, vgl. Künzer (wie Anm. 11), S. 129–149. Der jüngere Plinius hingegen unternahm in dieser Zeit den Versuch, gerade durch Verweis auf die aktive Mitwirkung von Standeskollegen an Delatorenprozessen unter Domitian die senatorische Stratifikation infrage zu stellen, und sah sich deutlicher Kritik ausgesetzt. Zu diesem brisanten Unternehmen des Plinius vgl. Plin. epist. 9,13 sowie Künzer (wie Anm. 11), S. 309–318.

28 Schwarte (wie Anm. 26), S. 159–162, der auch in den Briefen des jüngeren Plinius Anzeichen dafür erkennt, dass die domitianische Zeit sukzessive ihre Bedeutung als potentieller Konfliktstoff verlor; ferner Künzer (wie Anm. 11), S. 129–149, 301.

29 Vgl. Eutr. 10,18.

auf weiter in der Vergangenheit zurückliegende Zeitabschnitte der römischen Geschichte konzentrieren (vgl. Tac. ann. 3,24,3).

Lässt sich aufgrund der Genese des taciteischen Œuvres bereits ein gewisser Unmut des Tacitus gegenüber Nerva und Trajan kaum plausibel machen, spricht die weitere Karriere des Senators eindeutig gegen eine solche Annahme. Tacitus erlangte das Prokonsulat der Provinz Asia. Auch wenn es sich hierbei um eine senatorische Provinz handelte, unterlag dieser Posten nur formal der Verfügungsgewalt des Senats und wurde in der Regel an Vertrauenspersonen des Kaisers vergeben. In jedem Fall kann die Übernahme des Prokonsulats in einer so wichtigen Provinz kaum auf eine Enttäuschung durch Trajan schließen lassen, sondern im Gegenteil als Beleg dafür angeführt werden, dass Tacitus seine Karriere unter Trajan überzeugt, konsequent, erfolgreich und langfristig fortsetzte. Eine solche Laufbahn absolviert man nicht als politischer Opportunist, sondern als Überzeugungstäter.

Ungeachtet dessen finden sich im Werk des Tacitus immer wieder dezidiert skeptische Aussagen. Diese sind jedoch in die Narration über die Vergangenheit eingebettet. Womöglich stellt gerade die Karriere des Tacitus den entscheidenden Punkt dar, um die Ambivalenzen in den Aussagen und seine mutmaßlich kritische Haltung gegenüber dem Prinzipat dialektisch erklären zu können: Tacitus geht davon aus, dass mit dem Prinzipat als Herrschaftsform unter einzelnen Herrschern gewiss Schwierigkeiten und Probleme insbesondere für die Senatorenschaft verbunden sind. Gerade deshalb musste es für die Senatsangehörigen zu allen Zeiten wichtig sein, geschult an der Vergangenheit, die jeweilige Herrschaftsakkzentuierung in der Gegenwart kritisch zu beobachten, wozu Tacitus mit Hilfe seiner historiographischen Werke wichtige Evaluationskriterien beisteuerte. Ambiguitäten innerhalb seiner Werke sollten diesen Evaluationsprozess nicht nur initiieren, sondern ihm fortwährend Nahrung geben und das Nachdenken seiner Zeitgenossen über die jeweilige Herrschaftsausprägung des amtierenden Kaisers anregen. Die Herrschaftsakkzentuierung des *princeps* Trajan stellte in Anbetracht sowohl der Dauer als auch der Profilierung des politischen Engagements des Senators und Historiographen Tacitus in diesem Zusammenhang wohl einen akzeptablen *modus vivendi* dar und schien somit für Skeptizismus keinen Anlass zu geben.

Diese Betrachtungen zeigen, dass die Dekonstruktionsverfahren, Modi der Charakterzeichnung und Plausibilitätsstrukturen des Tacitus nicht einfach im leeren Raum standen, sondern intentional waren und unmittelbar auf eine

Wirkung beim Rezipienten oder aber auf die Positionierung des Historiographen selbst gegenüber seinen Zeitgenossen abzielten. Somit liefert die Analyse von Dekonstruktionsverfahren, wie sie Schulz betreibt, einen wichtigen Ausgangspunkt für weitere Überlegungen oder Untersuchungen. Im Vergleich zu bisherigen Studien über dieses Phänomen liegen mit dem Kapitel der Verfasserin zu 'Tacitus' dekonstruierender Auseinandersetzung mit der Regierung Neros und Domitians nun in gebündelter Form wichtige Befunde zur Kompositionstechnik des Tacitus vor. Bereits Konrad Heldmann hat überzeugend für ein literarästhetisches Prinzip als Gestaltungsmaxime antiker historiographischer Texte plädiert. Erzählstrukturen in der antiken Geschichtsschreibung sind demzufolge funktionalisiert. Die besondere Gestaltung dieser Zeugnisse strebe einerseits Unterhaltung (*delectatio*) und andererseits einen dezidierten Nutzen für den Leser (*utilitas*) an, wobei für Tacitus die letztere Kategorie wichtiger gewesen sein dürfte.<sup>30</sup> Dies bedeutet allerdings, dass die Wirkung literarischer Narration auf einen Kontext – und sei es nur auf einen Rezeptionskontext – außerhalb des Textes bezogen ist. Freilich war es dem einzelnen Rezipienten anheimgestellt, ob er der für den Historiographen leitenden Priorisierung folgte oder aber für ihn bei der Lektüre der ästhetische Genuss mit dem Ziele der Unterhaltung vor einer Nützlichkeitspragmatik im Vordergrund stand. Womöglich nimmt man damit allerdings bei der Lektüre eine zu moderne Perspektive ein. Ein vollständiges Verständnis der Komposition und Machart eines antiken historiographischen Textes erschließt sich einem Rezipienten eben nur, wenn neben den Text ein Kontext tritt, sei es ein literarischer, ein historisch-politischer oder auch ein soziokultureller.

### **Cassius Dio und die römische Vergangenheit in severischer Zeit**

Der Bericht über die Regierungszeit Neros und Domitians ist in der achtzig Bücher umfassenden ‚Römischen Geschichte‘ Cassius Dios nur in Form von Fragmenten und Epitomen erhalten. Die Epitome des im elften Jahrhundert tätigen Mönchs Xiphilinos ist in diesem Zusammenhang das bedeutendste Zeugnis. Von der ursprünglichen Überlieferung des Cassius Dio ist bei Xiphilinos allerdings nur rund ein Viertel erhalten. Der Epitomator übernahm dabei einzelne Passagen zum Teil wohl vollständig, andere ließ er

30 Heldmann (wie Anm. 14), S. 32–47, besonders 42–43, 45–47 unter Verweis auf Tac. ann. 4,33,3; 6,7,5; 16,16,1–2.

gänzlich aus, kürzte oder selektierte.<sup>31</sup> Dieser Überarbeitungsprozess hat zur Folge, dass die narratologische Untersuchung von Dekonstruktionsstrategien vor der methodischen Herausforderung steht, nicht eindeutig und verlässlich verifizieren zu können, ob man wirklich die ursprünglichen Praktiken und Modi Cassius Dios konkretisiert oder aber de facto Dekonstruktionsverfahren byzantinischer Zeit betrachtet.<sup>32</sup> Diesem methodischen Dilemma versucht Schulz dadurch zu begegnen, dass sie Dekonstruktionsprinzipien darüber hinaus anhand der im Original erhaltenen Textpassagen über andere Kaiser als Korrektiv in den Blick nimmt und auf dieser Grundlage Analogieschlüsse tätigt. Gleichzeitig müssen dabei aber zwangsläufig letzte Zweifel bleiben.

Um die Dekonstruktionsstrategien für die Kaiser Nero und Domitian im Werk des Cassius Dio angemessen beurteilen zu können, ist es nach Auffassung von Schulz erforderlich, sich den spezifischen biographischen Hintergrund dieses Autors zu vergegenwärtigen (S. 171). Weshalb aber im Umkehrschluss die Biographie und Karriere des Tacitus für die gleichen Schlüsse und Interpretationen im vorherigen Teil der Studie keine Rolle spielten und dafür lediglich auf Literatur verwiesen wird (S. 53 Anm. 2), bleibt rätselhaft und in gewisser Weise inkonsequent. Cassius Dio verfasste sein Werk zu einer Zeit, in der sich nach einem Bürgerkrieg die Dynastie der Severer zu etablieren bemühte. In dieser Situation waren naturgemäß aus legitimatorischen wie auch repräsentatorischen Gründen auf Seiten der regierenden *principes* vielfältige Aushandlungsprozesse hinsichtlich der Vorstellungen von und des Umgangs mit der römischen Vergangenheit im Gange. Cassius Dios Werk entstand also in einem Umfeld, in dem gerade die Herrschaftsbedingungen der konkreten Gegenwart des Geschichtsschreibers und das Repräsentationsverhalten der Kaiser von besonderem Interesse wa-

31 Zur Technik des Xiphilinos vgl. C. T. Mallan: The Style, Method, and Programme of Xiphilinus' *Epitome* of Cassius Dio's *Roman History*. In: GRBS 53, 2013, S. 610–644; B. Berbessou-Broustet: Xiphilin, abrégiateur de Cassius Dion. In: V. Fromentin u. a. (Hrsgg.): Cassius Dion. Nouvelles Lectures, 2 Bde. Bordeaux 2016 (Scripta antiqua 94), S. 81–94.

32 Zu diesem methodischen Problem vgl. A. M. Gowing: Cassius Dio and the Reign of Nero. In: ANRW 2,34,3. Berlin/New York 1997, S. 2558–2590, hier S. 2560–2563; Ch. Pelling: Biographical History? Cassius Dio on the Early Principate. In: M. J. Edwards/S. Swain (Hrsgg.): Portraits. Biographical Representation in the Greek and Latin Literature of the Roman Empire. Oxford u. a. 1997, S. 117–144, hier S. 124.

ren. Zugleich war der Autor für diese Zusammenhänge ein direkter Zeitzeuge (vgl. S. 181–182). Somit sind die Wirkung und Rezeption seiner ‚Römischen Geschichte‘ in der unmittelbaren Lebenswelt des dritten nachchristlichen Jahrhunderts von besonderem Interesse.

Anders als Tacitus, aber in Übereinstimmung mit weiteren Autoren, die zur sogenannten Zweiten Sophistik gezählt werden, habe Cassius Dio bei den Repräsentationsbereichen des Kaisers einen besonderen Schwerpunkt auf Bildung und Erziehung gelegt, die ihm vielfältige Ansatzpunkte für Kritik geboten hätten (S. 183–184).<sup>33</sup> Bei den Dekonstruktionsverfahren ermittelt Schulz für Cassius Dio fünf Strategien: Ein Modell sei es, die Transgression gesellschaftlicher Normen durch den Kaiser zum Gegenstand zu erheben und auf diesem Wege dem kaiserlichen Verhalten eine negative Konnotation zu verleihen. In diesem Zusammenhang sei die Zuschreibung von Fremdheit und mangelnder Männlichkeit (S. 188–190) ein Ansatz, der auch von Tacitus bereits erfolgreich verwendet wurde (S. 101–108). Für Cassius Dio spiele darüber hinaus die Zuschreibung von Hybris, insbesondere im Hinblick auf sakrale Elemente des kaiserlichen Habitus und den Umgang mit *omina*, eine Rolle, um dem kaiserlichen Verhalten eine dezidiert negative Konnotation zu verleihen. In diesem Zusammenhang sei es außerdem ein probates Mittel, dem Herrscher Wahnsinn zu attestieren. Zu diesem Zwecke biete der Autor für durchaus als ambivalent zu betrachtende Aspekte eine eindeutige Interpretation an, die den semantischen Gehalt zweifelsfrei festlege. Mögliche andere Deutungen lasse Cassius Dio deshalb beiseite (S. 190–197). Eine zweite Strategie des Geschichtsschreibers ziele darauf, überzeugende Charakterbilder schlechter Kaiser zu entwerfen. Ähnlich wie Tacitus diene auch Cassius Dio der Charakter einer Figur dazu, deren Verhalten zu erklären. Gleichzeitig schließe der Autor in zirkulärer Weise aufgrund bestimmter Handlungen auf den Charakter eines Herrschers (S. 198–199). Cassius Dios Charakterisierungstechnik sei insgesamt davon bestimmt, monolithische, nicht entwicklungsfähige Charaktere zu präsentieren. Kontrastfiguren lüden gezielt zum Vergleich ein, was auch mit Hilfe von Verbindungslinien zwischen einzelnen Orten und Ereignissen realisiert werde (S. 201–207). Auch unterschiedliche Fokalisierung verschaffe dem antiken Autor für

33 Vgl. beispielsweise auch B. W. Jones: Cassius Dio – *Pepaideumenos* and Politician on Kingship. In: C. H. Lange/J. M. Madsen (Hrsgg.): *Cassius Dio. Greek Intellectual and Roman Politician*. Leiden/Boston 2016 (*Historiography of Rome and Its Empire* 1), S. 297–315, hier S. 309–311.

einen als negativ zu charakterisierenden Kaiser die Möglichkeit, aus verschiedenen Perspektiven dessen Motive und Absichten zu beleuchten, und gewährleiste somit insgesamt eine plausible und überzeugende Figurendarstellung (S. 207–215).<sup>34</sup> Eine bestimmte Anordnung des Stoffes erwecke zudem im Rahmen eines dritten Dekonstruktionsmechanismus beim Bericht über die den kaiserlichen Handlungen zugrunde liegenden Motive spezifische Eindrücke oder verstärke diese subtil und schaffe Kohärenz und Plausibilität für die Narration im Ganzen. In diesem Zusammenhang zeichne Cassius Dio seine *principes* als unverhältnismäßig in ihren Reaktionen und zum Teil als widersprüchlich in ihrem Agieren (S. 215–225). Eine bewusste Auswahl und gezielte Auslassungen spielten für eine vierte Dekonstruktionspraxis eine Rolle, die sich eindrucksvoll zeige, wenn Cassius Dio Rubriken besonders verwerflicher kaiserlicher Handlungen gestalte und seine Kaiser zudem auf bestimmte Rollen festlege: Nero auf den Künstler und Domitian auf den militärischen Autokraten (S. 226–244). Wie auch Tacitus konzentriere sich Cassius Dio zu diesem Zweck eher auf performativ-inszenatorische Bereiche der kaiserlichen Herrschaftsrepräsentation, da sich diese in Bezug auf ihre präzise semantische Rezeption leichter durch den Autor festlegen und steuern ließen als die konkrete architektonisch-materielle Hinterlassenschaft eines Herrschers, mit der Zeitgenossen gegebenenfalls sogar noch konfrontiert wurden (S. 236–241; vgl. dazu auch S. 66–67). Eine fünfte Strategie betreffe den Entwurf einer die jeweilige Herrschaft prägenden angstvollen Atmosphäre sowie die Schilderung der Schwierigkeiten für Personen im Umfeld des Kaisers, dessen Verhalten mit den richtigen und zugleich situationsangemessenen Emotionen zu begegnen (S. 245–248).

Ähnlich wie bei Tacitus gehen diese verschiedenen Dekonstruktionsmodi zum Teil fließend ineinander über, so dass einzelne Quellenstellen manchmal nicht eindeutig und ausschließlich einem bestimmten Verfahren zuzuordnen sind. Ungeachtet dessen gelingt es Schulz recht überzeugend, die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Cassius Dio und Tacitus in Bezug auf die Dekonstruktion der Herrschaftsrepräsentation Neros und Domitians aufzuzeigen und dabei nachdrücklich Spezifika und Eigenheiten

34 Zur Technik der Fokalisierung bei Cassius Dio am Beispiel Caesars vgl. Ch. Pelling: Seeing through Caesar's Eyes. Focalisation and Interpretation. In: J. Grethlein/A. Rengakos (Hrsgg.): Narratology and Interpretation. The Content of Narrative Form in Ancient Literature. Berlin/New York 2009 (Trends in Classics 4), S. 507–526.

zu profilieren. Im Vergleich zu Tacitus skizziere Cassius Dio negativere Kaiserbilder. Dabei sei er bestrebt, Ambivalenzen stringent negativ auszulegen und somit dem Leser kein eigenes Urteil zu überlassen. Mit dieser dunklen Zeichnung erwecke Cassius Dio den Eindruck negativer Kontinuitäten für die römische Kaiserzeit. Prolepsen und Analepsen sowie die Wiederholung bestimmter Eigenschaften bei verschiedenen Herrschern verknüpften dabei unterschiedliche Regentschaften miteinander. Auf diese Weise gestalte Cassius Dio gleichsam Typologien schlechter Kaiser (S. 169–170, 249–254, 362).<sup>35</sup>

Dass Cassius Dio seinen Stoff allerdings durch Verbindungslinien und Parallelen eng miteinander vernetzt, verstärkt wohl eher eine chronologische als eine typologische Disposition. Auf solche Art wird der Eindruck einer *longue durée* evoziert. Gegen Typologien als Gestaltungsmerkmal des Cassius Dio spricht aber vor allem, dass dieser Historiograph sein Material – abgesehen von einigen Rubriken – in der Regel chronologisch anordnet. Typologien hingegen ergeben sich bei einer gänzlich anderen Kompositionsmethode, für die das vergleichende, systematische Arrangement nach gemeinsamen Merkmalen ausschlaggebend wäre. Für Cassius Dio würde dieser Ansatz eine Kategorienbildung oder Klassifizierung bedeuten, wobei er unterschiedliche Kaiser unter einem gemeinsamen Oberthema behandeln müsste. Dies ist jedoch nicht der Fall. Cassius Dio entwirft somit wohl kaum Typologien als vielmehr Typen. Man kann in diesem Zusammenhang jedoch schwerlich postulieren, dass ein jeder *princeps* einen eigenständigen Typus bilde und sich auf dieser Grundlage eine Typologie ergebe. Bei der Existenz separater Einzeltypen wäre dann allerdings eine Argumentation mit Prolepsen und Analepsen widersprüchlich, die das Material miteinander verknüpfen. Zudem hätten dafür jeweils einheitlich negative oder aber einheitlich positive Kaiserfiguren entworfen werden müssen. Doch dies trifft auf Cassius Dio nicht zu. Auch Trajan und insbesondere Hadrian haben ihre Schattenseiten.<sup>36</sup>

35 „I will argue that Dio’s mode of deconstruction, his way of reshaping formerly positive or neutral constructions of emperors, produces typologies of bad emperors“ (Schulz, S. 169).

36 Vgl. G. Seelentag: Taten und Tugenden Traians. Herrschaftsdarstellung im Principat. Stuttgart 2004 (Hermes-Einzelschriften 91), S. 488–492; für Hadrian vgl. K. Juntunen: Pharasmanes and the Iazyges. The Date of the two Embassies in Cassius Dio 69.15.2. In: *Historia* 62, 2013, S. 108–128, hier S. 111–117; G. Migliorati: Cassio

Trotzdem stellt sich in diesem Zusammenhang freilich die Frage nach der Relevanz der *principes* Nero und Domitian für das von Cassius in der ‚Römischen Geschichte‘ verfolgte Programm. Um dieser Frage auf den Grund zu gehen, wendet Schulz das auf Jan Assmann zurückgehende Modell des kulturellen Gedächtnisses auf das Werk des Cassius Dio an, um eine Binnengliederung der ‚Römischen Geschichte‘ zu erarbeiten (S. 254–261). Sie postuliert, wenngleich hypothetisch, dass der Autor um das Jahr 193 n. Chr. mit den Arbeiten an seinem Geschichtswerk begann. Es ist jedoch problematisch für ein solch umfangreiches Werk, das über viele Jahre hinweg entstand, mit dem Jahr 193 n. Chr. von einem einzigen Berechnungspunkt auszugehen, auf dessen Grundlage sodann die Phasen ermittelt werden, in denen für die Reflexion über die Vergangenheit im Wesentlichen des zweiten Jahrhunderts das kommunikative und darüber hinaus für die weiter zurückliegende Vergangenheit das kulturelle Gedächtnis eine Rolle spielten. Da sich das kommunikative Gedächtnis im Modell Assmanns in zwei unmittelbar aufeinanderfolgende Phasen von jeweils etwa vierzig Jahren gliedert, ergebe sich für die im Werk Cassius Dios von diesem Memorierungsabschnitt erfasste Zeit eine erste Phase, die vom Ende der trajanischen und dem Beginn der hadrianischen Herrschaft bis zur Regentschaft Marc Aurels reiche. Auf diese Weise entstünde somit eine Einheit für die Zeit von Trajan bis Marc Aurel. Gleichzeitig werde dabei der Bruch zwischen der Herrschaftszeit Nervas und Trajans auf der einen und dem Prinzipat Domitians auf der anderen Seite betont. Außerdem würden die Regierungszeiten der iulisch-claudischen und der flavischen Dynastie aufgrund der Ähnlichkeiten zwischen Domitian und Tiberius einander angenähert (S. 255). Hierbei ist allerdings nicht nur die textuelle, kompositorisch-narrative Ebene zu bedenken. Vielmehr legt der historisch-politische Kontext eine Abgrenzung der römischen Geschichte von der Vergangenheit und den Repräsentanten des Prinzipats seit der Herrschaft Trajans nahe: Nach der Ermordung Domitians

Dione e l'impero romano da Nerva ad Antonino Pio. Alla luce dei nuovi documenti. Mailand 2003, S. 337–368. Zur Struktur des Geschichtswerks Cassius Dios vgl. A. M. Kemezis: *Greek Narratives of the Roman Empire under the Severans. Cassius Dio, Philostratus and Herodian*. Cambridge 2014, S. 139–140, besonders S. 140: „what we get is not history-as-biography, but rather the story of how a succession of very different men enacted a standard set of scripts that were defined not by their personalities but by the nature of the political culture in which they lived.“ Vgl. in diesem Zusammenhang auch J. Edmondson: *Dio. The Julio-Claudians. Selections from Books 58–63 of the Roman History of Cassius Dio. Translated and with Historical Commentary*. London 1992, S. 35–55.

kam es zu einem Dynastiewechsel. Infolge der Stilisierung Trajans zum *optimus princeps* mochte jedoch die gesamte Prinzipatszeit vor seiner Herrschaft als eine Einheit erscheinen. Familiäre Verbindungen über die Frauen sowie die kognatische Linie bei den sogenannten Adoptivkaisern und die Notwendigkeit, einen Nachfolger zu adoptieren und nicht lediglich zu designieren, verstärkten gewiss zudem den Eindruck, dass seit Trajan fortan regelrecht eine neue Dynastie über Rom herrschte.<sup>37</sup> Auch die Tatsache, dass Septimius Severus aus legitimatorischen Gründen an Marc Aurel anknüpfte und sich als dessen Sohn und Bruder des Commodus ausgab (Cass. Dio 76(75),7,4), bestätigt die Existenz eines dynastischen Denkens für diese Zeit. Zu erwägen ist daher doch insgesamt, ob nicht vielmehr für die Gliederung der ‚Römischen Geschichte‘ aus der Feder Cassius Dios der historische Kontext im Vergleich zu kompositorisch-narrativen Gesichtspunkten im Vordergrund stand.

Die zweite, der Gegenwart des Geschichtsschreibers zeitlich am nächsten liegende Phase des kommunikativen Gedächtnisses umfasse die Herrschaft des Marc Aurel bis in die ersten Jahre des Septimius Severus. Insgesamt sei dies eine Phase signifikanten Wandels, der durch einen Bruch betont werde, der zwischen den Regierungszeiten Marc Aurels und seines Sohnes Commodus zu verorten sei (S. 256). Der Philosophenkaiser ist somit in Schulz' Modell Teil beider Abschnitte der vom kommunikativen Gedächtnis memorierten Vergangenheit. Angesichts dessen erscheint die Anwendbarkeit dieses Ansatzes bei Schulz aber fraglich, wenn Zeitabschnitte sowohl der ersten als auch der zweiten Phase zuzuordnen sind und gleichermaßen Teil einer Einheit sowie Element einer Zäsur sein können. Der Konturierung zweier eindeutig voneinander zu scheidender Zeitebenen scheint dies jedenfalls zu widersprechen. Vor diesem Hintergrund stellen sich Zweifel an der Praktikabilität des von Schulz zugrunde gelegten Modells ein. Daher ist für die

37 Zur Dynastiebildung unter den sogenannten Adoptivkaisern vgl. J. Straub: *Dignatio Caesaris*. In: *Legio VII Gemina*. León 1970, S. 156–179. Wieder abgedruckt in: J. Straub: *Regeneratio Imperii*. Aufsätze über Roms Kaisertum und Reich im Spiegel der heidnischen und christlichen Publizistik. Darmstadt 1972, S. 36–63. Daher kann auch nicht von „a change back to dynastic rule (from Commodus to Septimius Severus)“ gesprochen werden (Schulz, S. 256). Auch auf S. 261–262 scheint die Ideologie des sogenannten Adoptivkaisertums nicht hinreichend in Rechnung gestellt zu sein: „One of Dio's main points of criticism about the Severans is that they went back to dynastic rule as opposed to electing a suitable successor independent of his family and genealogy.“

Gliederung der ‚Römischen Geschichte‘ Cassius Dios wohl eher der Einteilung des Werkes durch Adam Kemezis oder Eduard Schwartz der Vorzug zu geben.<sup>38</sup>

Mag man diese Kritik an der zu schematischen Anwendung der idealtypartig konzipierten Assmann’schen Theorie des kommunikativen Gedächtnisses als Marginalien einschätzen, so wiegt ein weiterer Vorbehalt erheblich schwerer. Jan Assmann bezog das kommunikative Gedächtnis auf schriftlose Kulturen, in denen Erfahrungen der Vergangenheit mündlich tradiert wurden.<sup>39</sup> Cassius Dio hingegen konnte für seine Darstellung großer Bereiche der römischen Geschichte auf Schriftquellen zurückgreifen. In diesen war die Erinnerung an die Vergangenheit allerdings bereits geformt und nicht flüchtig oder gar veränderbar. Eine solche medienvermittelte Form der Erinnerung ist jedoch nach Assmann nicht einfach Teil des kommunikativen Gedächtnisses.<sup>40</sup> Für die Kultur der römischen Kaiserzeit kann darüber hinaus bekanntermaßen mitnichten von einer schriftlosen Epoche oder aber einem Zeitabschnitt gesprochen werden, in dem die Tradierung von Erinnerung in erster Linie auf oralem Wege erfolgte.

Allenfalls für die unmittelbar als Zeitgeschichte zu betrachtenden Abschnitte fehlte dem Autor wohl eine entsprechende literarische Materialgrundlage. Für die Darstellung dieser Zeit konnte sich Cassius Dio auf seine eigene Rolle als Zeitgenosse verlassen. In diesem Zusammenhang stellten Nero und Domitian wichtige Referenzfolien dar, um das kaiserliche Agieren der jüngeren Vergangenheit einordnen zu können. Dementsprechend waren die beiden *principes* für die Deutung von Vergangenheit nach wie vor von besonderer Relevanz und hatten geradezu eine orientierende Funktion.<sup>41</sup> Gleichzeitig besaßen im antiken Rom die Senatoren von jeher die Deutungshoheit

38 Kemezis (wie Anm. 36), S. 98; E. Schwartz: Cassius 40 (Cassius Dio Cocceianus). In: RE 3,2, 1899, Sp. 1684–1772, hier Sp. 1687.

39 J. Assmann: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München 1992, S. 20–21, 50–53.

40 Assmann (wie Anm. 39), S. 52–55, 222.

41 Schulz rekurriert in diesem Zusammenhang auf Jan Assmanns Terminologie der „heißen Erinnerung“; vgl. Assmann (wie Anm. 39), S. 78. Allerdings prägt Assmann diesen Begriff ausdrücklich für Zeitabschnitte, die zwar in der Gegenwart nach wie vor mit Bedeutung aufgeladen sind, jedoch über die historisch zu erfassende Zeit weit hinausreichen. Für die römische Vergangenheit wäre hier beispielsweise an

über die Vergangenheit. In einer Zeit, in der die severischen Kaiser jedoch besonders intensiv Vergangenheit instrumentalisierten und mit den Integrationsbestrebungen des Septimius Severus in die antoninische Dynastie sowie mit dessen Anknüpfung an Augustus Vergangenheit unmittelbar gestalteten, war es in gewisser Weise konsequent, wenn sich mit Cassius Dio ein Repräsentant jener Instanz zu Wort meldete, der die Macht über die *memoria* oblag (S. 257–261).<sup>42</sup> Dieses Ergebnis von Schulz überrascht daher kaum. Es ist hingegen für Cassius Dio zweifelhaft, dass „he creates his own typologies and challenges official imperial genealogies, offers an alternative to the constructions of contemporary emperors“ (S. 263). Diese These beruht zunächst auf der Existenz von Typologien im Werk des Cassius Dio, was bereits oben als nicht plausibel zurückgewiesen wurde. Dass dieses vermeintliche Kompositionsprinzip ferner eine dezidiert kritische Stellungnahme gegen die severischen Kaiser und gleichsam eine Alternative zu deren Vergangenheitskonzept darstellte, geht vielleicht nicht zuletzt deshalb zu weit, weil Cassius Dios Karriereverlauf erkennen lässt, dass er enge Beziehungen zu unterschiedlichen Repräsentanten des severischen Kaiserhauses unterhielt. Cassius Dio gehörte zeitweise zum *consilium* des Septimius Severus und erlangte unter diesem Kaiser erstmals das Konsulat. Unter den nachfolgenden Kaisern hatte er wichtige Statthalterposten inne, unter anderem in der Africa proconsularis. Diese Funktionsstelle war nicht nur prestigeträchtig, sondern lässt in der Regel auf eine gewisse Kaisernähe und ein wie auch immer geartetes Vertrauensverhältnis schließen. Gemeinsam mit Severus Alexander übte Cassius Dio wohl im Jahre 229 n. Chr. sein zweites Konsulat aus (vgl. Cass. Dio 80(80),5,1).<sup>43</sup> Er kann wohl kaum als eine Person gelten, die kritisch zur Kaiserfamilie insgesamt eingestellt war. Wie auch bei Tacitus beruht ein solcher *cursus honorum* nicht auf permanenter Heuchelei und mehr oder weniger notwendiger Anpassung an ein politisches System, auch wenn eine solche Karriere von Phasen des Opportunismus bestimmt gewesen sein kann. Die Signifikanz der politischen Laufbahn Cassius Dios zeigt diesen

Aeneas zu denken. Die Anwendung dieser Kategorie auf Nero und Domitian erscheint somit als problematisch.

42 Zur fiktiven Genealogie des Septimius Severus vgl. O. Hekster: *Emperors and Ancestors. Roman Rulers and the Constraints of Tradition*. Oxford 2015, S. 205–217.

43 Zur Biographie des Cassius Dio vgl. Schwartz (wie Anm. 38), Sp. 1684.

vielmehr als Überzeugungstäter.<sup>44</sup> Freilich impliziert dies nicht, dass Cassius Dio als Historiograph grundsätzlich positive Figuren der severischen Kaiser entwickeln musste. Vielmehr war für ihn ein zentrales Beurteilungskriterium, wie sich die betreffenden Herrscher gegenüber der Senatorenschaft und der römischen Kultur insgesamt gerierten. Dazu setzte er mit seinen Urteilen gegebenenfalls auch an kritisch zu betrachtenden Punkten gezielt an.<sup>45</sup> Somit zeigt sich Cassius Dio zugleich einerseits in die politische Funktionselite Roms eingefügt und andererseits als kritischer Historiograph – genauso wie zuvor bereits Tacitus.

Wahrscheinlicher als eine kritische Reaktion des Cassius Dio auf die Genealogiekonstruktion durch die Severer ist hingegen, dass die Ausdeutung der Vergangenheit durch die severischen Kaiser, die in ihrer Herrschaftsrepräsentation das bisherige Verhältnis von Gegenwart und Vergangenheit herausforderten, für Cassius Dio gleichsam einen Stimulus darstellte, sich einer ureigenen senatorischen Aufgabe anzunehmen, nämlich der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, und in dieser Rolle die Deutungshoheit zu beanspruchen (vgl. beispielsweise auch Plin. paneg. 53,5; 54,2; 55,8).<sup>46</sup> Die Zeit insbesondere der ersten severischen Kaiser war eine Phase der römischen Geschichte, die von einer intensiven Beschäftigung mit der Vergangenheit, zugleich aber auch von einem entschiedenen Aufbruchs- und Erneuerungsdenken in vielen Bereichen gekennzeichnet war. Man denke beispielsweise an zahlreiche bauliche Veränderungen auf dem Forum Romanum, dem Marsfeld, der Infrastruktur innerhalb Roms und zudem an die

44 Dass Cassius Dio kaum über Alexander Severus und dessen Regentschaft berichtet, verwundert daher wenig. Ursächlich dafür ist jedoch nicht, dass dessen Herrschaft noch nicht lange genug dauerte, sodass Cassius Dio sie hätte eindeutig positiv oder negativ klassifizieren können (so aber Schulz, S. 253–254). Über den lebenden Kaiser konnte Cassius Dio allenfalls panegyrisch schreiben; vgl. Eutr. 10,18. Vgl. auch Cass. Dio 80(80),5,1 für das Lob der Auszeichnungen, die der Autor durch Alexander Severus empfangen hatte. Unabhängig davon, ob man für das Œuvre Cassius Dios nun eine Früh- oder aber eine Spätdatierung favorisieren mag, so kommt man nicht umhin, einzuräumen, dass Teile des Werkes unter Alexander Severus entstanden oder aber überarbeitet wurden. Für einen Überblick zur Datierung der Entstehungszeit der ‚Römischen Geschichte‘ vgl. Kemezis (wie Anm. 36), S. 282–293.

45 Zu den Beurteilungskriterien des Cassius Dio sowie seinem Verhältnis zur eigenen Gegenwart vgl. Kemezis (wie Anm. 36), S. 45–68, 75–92, 103–104, 126–149.

46 So auch Kemezis (wie Anm. 36), S. 103–104, hier S. 103: „it is possible and fruitful to read his entire history as the implied author’s response to his Severan context.“ Vgl. ferner ebd., S. 274–275, 277–280.

*Forma urbis Romae*.<sup>47</sup> Und gerade in einen solchen Zeitgeist, der von Tradition und Innovation zugleich geprägt war, ist die ‚Römische Geschichte‘ des Cassius Dio somit passend einzuordnen.

### **Sueton oder Kaiserfiguren zwischen biographisch-historiographischem Entertainment und Bildungskultur**

Mit dem römischen Ritter Sueton wendete sich ein jüngerer Zeitgenosse des Tacitus Anfang des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts in seinen Kaiservitien ebenfalls den beiden *mali principes* Nero und Domitian zu. Anders als Tacitus und Cassius Dio, die Schulz in den beiden ersten Teilen ihrer Studie behandelt hat, kann man das literarische Werk Suetons in der Tat nicht selbstverständlich als klassische Geschichtsschreibung verstehen. „Suetonius does not write historiography“ (S. 278), stellt Schulz daher folgerichtig fest. Auch wenn in Rom durch andere Autoren, wie Cornelius Nepos oder Suetons Zeitgenossen Plutarch, das Genre der Biographie bekannt war, sind die ‚Caesares‘ Suetons dennoch bereits dadurch von anderer Qualität, dass der Kaiser zum Gegenstand literarischen Schaffens wird. Nun mag die Konzentration biographischer Literatur auf Personen, die ein politisches System dominieren, also auf die *principes*, als folgerichtig erscheinen. Doch bereits Friedrich Leo hat betont, dies stelle keinen hinreichenden Erklärungsansatz für das spezifische Arrangement des Stoffes durch Sueton dar.<sup>48</sup> Suetons Erzählstruktur folgt eben nicht ausschließlich einem chronologischen Verlauf, sondern behandelt den jeweiligen Kaiser vor allem auch in Form einzelner

47 Vgl. Kemezis (wie Anm. 36), S. 277; S. S. Lusnia: *Creating Severan Rome. The Architecture and Self-Image of L. Septimius Severus (A.D. 193–211)*. Brüssel 2014 (Collection Latomus 345), S. 31–211; ferner als Aureus emittierte Münzen des Septimius Severus mit der Reverslegende *RESTITVTOR VRBIS* (RIC IV 1, Septimius Severus 167–168); sowie einen Aureus mit der Reverslegende *FVNDATOR PACIS* (RIC IV 1, Septimius Severus 160); zu diesen Münzen vgl. A. Daguët-Gagey: *Septime Sévère et ses fils, Restituteurs urbis. La personnalisation des mérites impériaux*. In: RN 160, 2004, S. 175–199, hier S. 181–186. Die Selbstapostrophierung als Friedensbringer erscheint aufgrund der Anknüpfung an Augustus nur konsequent, hatten doch beide Kaiser einen Bürgerkrieg beendet; zur Annäherung des Septimius Severus an Augustus in der Darstellung Cassius Dios vgl. auch Kemezis (wie Anm. 36), S. 103.

48 F. Leo: *Die griechisch-römische Biographie nach ihrer litterarischen Form*. Leipzig 1901, S. 16.

Rubriken, die seinen *virtutes* und *vitia* gewidmet sind.<sup>49</sup> Genau diese Passagen sind es, die Schulz in ihrer Untersuchung der Dekonstruktionsverfahren, die Sueton für seine Nero- und Domitianfigur verwendet, in erster Linie berücksichtigt. Die chronologischen Teile der entsprechenden Kaiserviten spielen im Vergleich dazu eine nicht so prominente Rolle.

Schulz ordnet Sueton in eine Art Zwischenstellung zwischen enzyklopädischem Schrifttum, für das in Rom Plinius der Ältere als Muster anzusehen sei,<sup>50</sup> und der Buntschriftstellerei nach der Manier des Aulus Gellius ein. Sueton sei daher folglich in die Bildungskultur des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts einzugliedern. Er verbinde mit seinem Werk entsprechend dieser Position zwischen den genannten literarischen Gattungen sowohl Wissensvermittlung als auch Unterhaltung. Schulz spricht von „memorable, entertaining knowledge to be useful for his readers“ (S. 353).<sup>51</sup> Im Idealfall seien sogar beide Aspekte miteinander vereinbar, wenn beispielsweise Anekdoten über den Kaiser beim Bankett zum Besten gegeben würden oder aber eine Person im mündlichen Austausch Bildungsbeweis und Unterhaltung miteinander verbinden musste (S. 269–270, 344–353).<sup>52</sup> Damit vertritt Schulz hinsichtlich der durch Sueton mit den Kaiserviten verfolgten Zielsetzung überzeugend eine vorsichtige Position, die nicht einseitig zugunsten bestimmter Ausschließlichkeiten argumentiert.<sup>53</sup> Zugleich seien Suetons ‚Caesares‘ als „subsidiary literature“ (S. 350–351) zu betrachten, die auf Leser angewiesen gewesen sei, die zur Vertiefung bestimmter Informationen auch

49 Suet. Aug. 9: *proposita vitae eius velut summa partes singillatim neque per tempora sed per species exequar, quo distinctius demonstrari cognoscique possint.*

50 Vgl. zum Beispiel G. Funaioli: Suetonius 4 (C. Suetonius Tranquillus), in: RE 4 A 1, 1931, Sp. 593–641, hier Sp. 614.

51 D. Wardle: Suetonius and His Own Day. In: C. Deroux (Hrsg.): *Studies in Latin Literature and Roman History*, Bd. 9. Brüssel 1998 (Collection Latomus 244), S. 425–447, hier S. 427–428, erkennt in Suetons ‚Caesares‘ aufgrund der Funktion, wichtiges Orientierungswissen weiterzugeben, regelrecht ein „tourist guidebook“.

52 Eine ähnliche Sicht in Bezug auf die Einordnung und die Zielsetzung von Suetons Kaiserbiographien liegt bereits D. Pausch: *Biographie und Bildungskultur. Personendarstellung bei Plinius dem Jüngeren, Gellius und Sueton*. Berlin/New York 2004 (Millennium-Studien 4), S. 71, 227–228, 262–267, 317, 329, 331–332, zugrunde.

53 Anders K. R. Bradley: Review Article: The Rediscovery of Suetonius. In: CPh 80, 1985, S. 254–265, hier S. 260, der den Unterhaltungsaspekt der ‚Caesares‘ in den Vordergrund stellt.

auf Werke weiterer Autoren zurückgreifen konnten.<sup>54</sup> In diesem Zusammenhang erklärt Schulz das literarische Schaffen Suetons für unpolitisch (vgl. S. 273, 341).<sup>55</sup> Die Gattungsfrage ist eben nur eine mögliche Form der Einordnung dieses Werkes. Der Diskurs Suetons über Nero und Domitian ist eine andere Ebene der Betrachtung, und seine Thematik rückt Sueton eher in ein Nahverhältnis zu Tacitus und Cassius Dio als zu Autoren anderer literarischer Gattungen. Die Ähnlichkeiten zwischen den Kaiserbiographien Suetons und der antiken Historiographie bekennt auch Schulz immer wieder (vgl. zum Beispiel S. 288, 291, 293).

Für die Dekonstruktionsstrategien Suetons bei seiner Darstellung Neros und Domitians hebt Schulz drei wesentliche Prinzipien hervor. Es gebe, erstens, Modi, die eng an die entsprechenden Bestrebungen der Historiographie angelehnt seien. Die transgressiven Momente stünden wie in der Geschichtsschreibung im Fokus der Darstellung. Daher begegneten hier Verweise auf die Fremdartigkeit und mangelnde Männlichkeit oder auf die Verrücktheit des Herrschers mit dem Ziel, sein Repräsentationsverhalten semantisch bewusst negativ auszudeuten und auf falschen Gründen beruhend vorzuführen. Den Episoden über die Todesgeschichte des jeweiligen *princeps* komme zur Illustration von dessen Charakter besondere Wichtigkeit zu (S. 276–277, 278–298, 355). Bestimmte narrativ-rhetorische Techniken indes seien, zweitens, für Sueton spezifisch und auf die literarische Gattung sowie die Struktur der Darstellung zurückzuführen. Durch die Komposition einzelner Passagen in rubrizierender Form löse Sueton kaiserliches Verhalten aus seinem ursprünglichen Zusammenhang heraus und füge es in seinen eigenen, thematisch bestimmte Eigenschaften des Kaisers illustrierenden Kontext ein. Die jeweilige Kategorie gebe dabei vor, in welchem Sinne das geschilderte kaiserliche Verhalten jeweils zu lesen sei.<sup>56</sup> Die Anordnung der verschiedenen Episoden oder aber bewusste Auslassungen innerhalb einer Rubrik lenkten außerdem zusätzlich den Leser. Gleichzeitig luden eine solche rubrizierende Darstellung und das Vorhandensein ähnlicher Kategorien in verschiedenen Kaiserviten dazu ein, Vergleiche zwischen unterschiedlichen Repräsentanten des römischen Kaisertums zu ziehen (S. 276–277, 298–

54 Pausch (wie Anm. 52), S. 227.

55 Vgl. auch A. Wallace-Hadrill: Suetonius. The Scholar and His Caesars. London 1983, S. 9.

56 Für diese Feststellung vgl. Wallace-Hadrill (wie Anm. 55), S. 13.

318, 355–356). Drittens seien in Suetons ‚Caesares‘ gewisse Ambivalenzen vorhanden. Auch bei Kaisern wie Nero und Domitian gebe es *virtutes*, genauso wie bei guten Kaisern ebenfalls *vitia* zu erkennen seien. Mit der bloßen Existenz mancher Wohltaten oder positiver Eigenschaften bei den *mali principes* begnüge sich Sueton jedoch nicht, sondern arrangiere die betreffenden Passagen in einer Weise, die ein ausdrückliches Spannungsverhältnis zutage befördere und damit beim Leser für Irritation und Überraschung Sorge. Beispielsweise werde die Niederschlagung des Saturninusaufstandes einerseits im Zusammenhang mit den militärischen Erfolgen Domitians erwähnt (Suet. Dom. 6,2) und sei dabei positiv konnotiert. Andererseits rekurriere Sueton in seiner Rubrik zur *saevitia* des letzten Flaviers auf dieses Ereignis, das den Kaiser habe zunehmend grausamer werden lassen (Suet. Dom. 10,5). Somit werde ein und dasselbe Ereignis mehrfach instrumentalisiert und polyvalent besetzt (S. 333).<sup>57</sup> Ein solches Vorgehen gestatte es Sueton, regelrecht in antiquarischer Tradition verschiedene, gleichsam polyphone Varianten zu präsentieren, die durchaus in einer ambivalenten Beziehung zueinander stehen könnten: „In Suetonius, the critical and the affirmative discourse are much closer to one another than in Tacitus and Cassius Dio“ (S. 356). Gerade das mache den besonderen Reiz der Darstellung aus. Diese bestimmte Form erlaube es Sueton wiederum, weniger umfassend zu dekonstruieren, als es für Tacitus und Cassius Dio festzustellen sei (S. 270, 318–339). Sehr sorgsam und anschaulich arbeitet Schulz in diesem Zusammenhang die Unterschiede im Dekonstruktionsverhalten Suetons im Vergleich zu den anderen von ihr untersuchten Autoren, Tacitus und Cassius Dio, heraus: „His [i. e. Suetonius] aim is obviously not to use the technique of deconstruction to paint a picture of these emperors as dark as possible“ (S. 323). Dennoch ist die Dekonstruktionsthematik bei Schulz aufgrund des sich aus ihrer Fragestellung ergebenden spezifischen Erkenntnisinteresses für die Untersuchung der Kaiserviten entscheidend und vorherrschend im Vergleich zu anderen Aspekten der Erklärung einer spezifischen Figurengestaltung.

57 B. Mouchová: Studie zu Kaiserbiographien Suetons. Prag 1968 (Acta Universitatis Carolinae. Philosophica et Historica. Monographia 22), S. 76, 106, deutet dieses Vorgehen Suetons als den Versuch, unterschiedliche Facetten eines Charakters zu präsentieren.

Die Verfasserin stellt heraus: „Suetonius’ biographies do not present fixed images of emperors“ (S. 270).<sup>58</sup> Dieser Feststellung wird wohl niemand widersprechen wollen. Sie passt vor allem recht gut zur Einordnung Suetons durch Schulz in eine gewisse antiquarische Tradition und zu dessen Vorhaben, multiperspektivische Bilder seiner Kaiserfiguren zu präsentieren. Für Domitian ist zudem zu bedenken, dass Sueton für die Verschriftlichung der Vita des letzten Flaviers nicht auf bereits vorgefertigte Kaiserbilder zurückgreifen konnte, sondern auf eigener Urteilsgrundlage und regelrecht im Bemühen um Objektivität dem Charakter Domitians gerecht werden musste.<sup>59</sup> Schulz selbst allerdings scheint sich ihrer eigenen These der wenig starren Charaktere suetonischer Kaiserfiguren nicht konsequent verpflichtet zu fühlen, wenn sie die Position von Ulrich Lambrecht zu widerlegen sucht, „who claims that Domitian’s character did not just develop, but changed“ (S. 299 Anm. 60).<sup>60</sup> Unmittelbar zuvor konstatiert sie: „we can state first that both Nero’s and Domitian’s character is presented as fixed. Important traits of character do not change, but they develop and become apparent to different degrees depending on external circumstances“ (S. 299).<sup>61</sup> Zunächst einmal erscheint eine geradezu apodiktische Differenzierung zwischen Wandel und Entwicklung problematisch und terminologisch wie heuristisch für das narratologische Konzept Suetons kaum weiterführend. Eine Veränderung oder Entwicklung muss zudem nicht den gesamten Charakter betreffen, sondern kann auch lediglich auf einzelne Eigenschaften bezogen sein.<sup>62</sup> Schulz schließt einen charakterlichen Wandel aus, eine Entwicklung aber lässt sie zu. Allerdings kann ja eine Entwicklung einen Wandel bedingen und umgekehrt. Zwischen beiden Phänomenen besteht somit eher eine Wechselwirkung. Der Übergang zwischen einer charakterlichen Entwicklung und Veränderung ist zudem stets fließend. Es lässt sich kaum quantifizierend oder qualifizierend ermitteln, bis zu welchem Grad man im Hinblick auf den Charakter und das Verhalten einer Person von einer Entwicklung und ab wann man von einem Wandel sprechen kann. Schulz selbst spricht einmal davon,

58 Vgl. so auch Pausch (wie Anm. 52), S. 317–318.

59 U. Lambrecht: Suetons Domitian-Vita. In: *Gymnasium* 102, 1995, S. 508–536, hier S. 532, 534–535.

60 Schulz bezieht sich dabei auf den in Anm. 59 genannten Aufsatz Lambrechts.

61 Letztlich genau in diesem Sinne Lambrecht (wie Anm. 59), S. 524–528.

62 In diesem Sinne argumentiert Lambrecht (wie Anm. 59), S. 524–528, am Beispiel der *saevitia* Domitians.

dass „Domitian deteriorates“ (S. 310), und stellt damit Aspekte einer charakterlichen Entwicklung heraus. Wenig später scheint der Fokus eher auf einem Wandel zu liegen (S. 313). Letztlich zeigt sich somit, dass auch Schulz wohl zu Recht nicht eindeutig zwischen Wandel und Entwicklung im Falle der Darstellung Domitians durch Sueton unterscheidet. Zu fragen ist aber ohnehin, wie ein Charakter insgesamt starr sein kann, wenn sich gleichzeitig bestimmte Eigenschaften des Charakters entwickeln können. Vielmehr wäre hier also für die Charakterzeichnung durch Sueton doch eher von einem homogenen, holistischen Ansatz auszugehen. Denn Suetons Kaisercharakteristiken sind komplex und vielschichtig. Genau dies ist aber bereits bei Ulrich Lambrecht vorgedacht, der Entwicklung und Wandel am Beispiel der Charakterdarstellung Domitians durch Sueton organisch miteinander verbindet: „Festzuhalten ist, daß Suetons Domitian sowohl konstante Charakterkomponenten hat, die sich im Laufe der Biographie lediglich entfalten, als auch solche, die sich grundlegend verändern.“<sup>63</sup>

Schulz scheint hingegen für eine insgesamt konsistente Charakterzeichnung durch Sueton zu plädieren. Zumindest bringt ihre Interpretation dies immanent mit sich. Sueton eröffnet die Viten jeweils mit einer für die jeweilige Herrschaft signifikanten Szene. Im Falle des letzten Flaviers sei dies eine Episode, in der der *princeps* sich in seine Gemächer zurückgezogen hat und mit einem Griffel Fliegen aufspießt (Suet. Dom. 3,1). Es handle sich hier um Indizien für Domitians *crudelitas* und seine Neigung zur Selbstisolation (S. 302). Liest man diese Szene als eine Passage, in der Sueton gleichsam mustergültig und proleptisch das domitianische Verhalten illustrierte, müsste man ein konsistentes und einheitlich negatives Charakterbild dieses *princeps* bei Sueton erwarten können. Sueton mag hier gewiss eine Leitlinie für die Rezeption vorgeben, aber Domitian ist mitnichten einheitlich negativ gezeichnet. In diesem Zusammenhang besitzen Überleitungen innerhalb der einzelnen Kaiserbiographien als Gliederungs- und Strukturierungselemente eine wichtige Bedeutung und dienen der Leserlenkung (S. 308–312),<sup>64</sup> aber ob diese gleichsam im Kleinen proleptisch literarische Kompositionsprinzipien aufzeigen und somit illustrieren, auf welche Weise Sueton die Herr-

63 Lambrecht (wie Anm. 59), S. 524–529; das Zitat S. 528; ähnlich bereits W. Steidle: Sueton und die antike Biographie. 2. Aufl. München 1963 (Zetemata 1), S. 88.

64 Für die Domitianvita Suetons sind hier Suet. Dom. 3,2; 10,1 als Überleitungen von Interesse; für die Nerovita Suet. Nero 19,3; 53–54.

schaftsrepräsentation des betreffenden Kaisers dekonstruiert (S. 310), ist in Frage zu stellen. Womöglich gelangen an einer solchen Stelle der narratologische Ansatz und die Dekonstruktionsthematik nämlich an ihre Grenzen. Wenn man aber die Aussageebene und damit den konkreten Inhalt der betreffenden Passagen würdigt, kann man auch zu einem anderen Ergebnis kommen: In den innerhalb der Kaiserviten der Überleitung dienenden Aussagen sind Begründungen für eine literarische Strukturierung mit dem Ziel der Leserlenkung zu erkennen. Man kann diese Bemerkungen aber auch als Erklärungen für den spezifischen kaiserlichen Habitus betrachten, und dann geht es hier nicht um Dekonstruktion. Folgt man nämlich diesem Interpretationsansatz, so stehen strukturelle und inhaltliche Ebene nicht diametral einander gegenüber, sondern literarische Struktur, Text und Kontext lassen sich homogen und dialektisch zusammenführen. Am Beispiel der Darstellung Domitians durch Sueton soll dies in der Folge kurz erläutert werden.

In Suetons *Domitianvita* kommt den Passagen Suet. Dom. 1–3 und Suet. Dom. 10–13 eine große Bedeutung zu (S. 313). Die abstrakte Ebene, dass Mangel Domitian raffgierig und Angst ihn grausam machten (Suet. Dom. 3,2; 10,1)<sup>65</sup>, wird in Suet. Dom. 10–12 mit konkreten Inhalten gefüllt. An der *saevitia* und der *cupiditas* Domitians wird dabei kein Zweifel gelassen, jedoch werden mit dem gegen den Kaiser gerichteten Handeln unterschiedlicher Akteure plausible Hintergründe für das in *saevitia* ausartende, entschlossene Agieren des *princeps* präsentiert (so auch S. 299).<sup>66</sup> Sobald schlechte Eigenschaften des Kaisers, wie *cupiditas*, *crudelitas* und *saevitia*, aber einen konkreten und nachvollziehbaren Anlass besitzen, sind diese nicht mehr pauschal als negative Eigenschaften des Kaisers zu bewerten, sondern zumindest teilweise relativiert. Vor allem aber beruht das Agieren Domitians nicht auf

65 Suet. Dom. 3,2: *Circa administrationem autem imperii aliquamdiu se varium praestitit, mixtura quoque aequabili vitiorum atque virtutum, donec virtutes quoque in vitia deflexit: quantum coniectare licet, super ingenii naturam inopia rapax, metu saevus.* Suet. Dom. 10,1: *sed neque in clementiae neque in abstinentiae tenore permansit, et tamen aliquanto celerius ad saevitiam descendit quam ad cupiditatem.*

66 Eine Gruppe der infolge ihres Verhaltens zu Tode gekommenen Personen war auf einen Umsturz aus gewesen. Andere Akteure hatten Witze über den Kaiser gerissen oder Kritiker an *principes* der Vergangenheit gelobt. Auch wenn Sueton die Anlässe für die grausamen Maßnahmen des Kaisers teilweise als geringfügig (*levissima [...] de causa*; Suet. Dom. 10,2) einschätzt, war den Zeitgenossen wohl auch aufgrund ihrer Erfahrungen mit dem Prinzipat als Herrschaftsform bewusst, dass es keineswegs Marginalien gewesen waren, die für das Handeln Domitians den Ausschlag gegeben hatten.

Willkür, sondern findet seine Wurzeln in der unmittelbaren und vielfältigen Bedrohung der kaiserlichen Herrschaft. Ob man die getroffenen Maßnahmen als grausam oder unangemessen bezeichnen mag, ist eine andere Frage und darf nicht aus der Perspektive der heutigen Gegenwart bewertet werden. Für Domitian schienen die betreffenden Situationen jedenfalls genügend Motive zum Handeln dargestellt zu haben. Der Kaiser reagierte auf das gegen ihn gerichtete Verhalten von Elitenangehörigen mit einem anwachsenden Misstrauen und einer sukzessiven Verhaltensveränderung gegenüber diesem Personenkreis. Und genau diesen Aspekt macht Sueton – anders als Tacitus und Cassius Dio – in seinem Domitianbild deutlich und vermittelt ihn seinem Leserkreis in plausibler Weise. Die Skepsis des letzten Flaviers findet sodann ihre Klimax im Aufstand des Saturninus: *verum aliquanto post civilis belli victoriam saevior* (Suet. Dom. 10,5). Damit ist der begründete Charakterwandel Domitians gleichsam vollendet. Zugleich wird dabei seine bislang vorhandene Skepsis im Rückblick als gerechtfertigt entlarvt. Genau diese Punkte werden aber in Suetons Domitianvita ersichtlich.<sup>67</sup> Daher sollte man den Charakter Domitians in der Darstellung Suetons nicht als von Grund auf negativ angelegt sehen. Wenngleich beim letzten Flavier die negativen Eigenschaften überwiegen, so ist Sueton doch bemüht, für das Verhalten Domitians plausible Erklärungen zu bieten, die keineswegs durchgängig negativ konnotiert sind. Ein Dekonstruktionsanliegen und ein auf die literarisch-narratologische Ebene gerichteter Fokus können allerdings womöglich Kontexte außerhalb des Textes als Ansatzpunkte für Erklärungen in den Hintergrund treten lassen.

Dieses Problem zeigt sich auch bei Schulz' Interpretationen zu anderen Kaiserbiographien Suetons. Genau umgekehrt wie bei seinen vorwiegend negativ angelegten Kaiserfiguren lobt Sueton die guten Taten beispielsweise des Vespasian und dekonstruiert seine negativen Eigenschaften (S. 321). Der entscheidende Punkt ist hier aber nicht die Komposition Suetons, sondern die Tatsache, dass er – im Übrigen genauso wie bei Domitian (Suet. Dom. 3,2; 10,5) – plausible Gründe für das Verhalten des Kaisers anführt, bei Vespasian für die *cupiditas pecuniae* (Suet. Vesp. 16–19). Ein weiteres Beispiel soll diesen Aspekt veranschaulichen: Titus werde ein Wandel zugestanden, wobei seine *vitia* vor seinem Herrschaftsantritt platziert seien (S. 322–323). Damit signalisiere Sueton, „how we are to read Titus' vices, namely as faults

<sup>67</sup> Lambrecht (wie Anm. 59), S. 525–528, besonders S. 527–528.

of the private person Titus, who got rid of them upon beginning his principate“ (S. 322). Sind es hier aber wirklich die Dekonstruktionspraktiken und damit das kreative literarische Schaffen Suetons, die einen bestimmten Eindruck evozieren sollen, oder ist es nicht vielmehr der historisch-politische Kontext, der an dieser Stelle eine bestimmte Disposition vorgibt? Die unpopulären Maßnahmen des Titus sind eindeutig in seine Zeit als Prätorianerpräfekt unter der Herrschaft seines Vaters Vespasian zu datieren, in der er im Auftrag des Kaisers agieren und zum Teil auch unliebsame Urteile vollstrecken musste (Suet. Tit. 6). Mit seiner eigenen Herrschaft waren dem Titus wiederum Möglichkeiten gegeben, andere und eigene Akzente zu setzen und gleichsam seine *virtutes* als Herrscher voll zu entfalten.

Auch anlässlich Suetons Bericht über den Triumph im Jüdischen Krieg ist der Kontext entscheidend, um in der Narration Suetons eben gerade keine Dekonstruktion oder negative Konnotation zu wähen, sondern eine neutrale, den historisch-politischen Verhältnissen gerecht werdende Episode zu erkennen. Domitian begleitete diesen Triumphzug dem Bericht Suetons zufolge auf einem weißen Pferd. Auch sonst sei er den Tragesesseln seines Vaters und seines Bruders in der Sänfte gefolgt, wenn diese sich in der Stadt bewegten (Suet. Dom. 2,1). Schulz sieht in diesen Beispielen eine durch Sueton betriebene, gezielte Herabsetzung Domitians gegenüber Vespasian und Titus (S. 301). Aber ist in „this alleged distance“ (S. 301) wirklich eine Zurücksetzung Domitians oder aber eine negative semantische Ausdeutung impliziert? Schulz verweist auf Flavius Josephus, der beim Triumph den Titus hinter Vespasian reiten lässt und Domitian wiederum neben seinem Bruder (Ios. bell. Iud. 7,152; S. 301 Anm. 68). In der flavierfreundlichen Darstellung des Josephus scheint somit Domitian eine andere Bedeutung in der Inszenierung zugewiesen zu sein. Aber ist der vermeintliche Kontrast zwischen Sueton und Flavius Josephus wirklich so groß und vor allem solchermaßen bedeutungsträchtig? Wahrscheinlicher ist hingegen, dass es bereits in der Antike nicht mehr eindeutig gewesen sein dürfte, an welcher Stelle konkret nun Domitian beim Triumphzug ritt. Die genaue Position Domitians beim Triumph ist wohl auch deswegen nicht wesentlich, weil die antiken Autoren diesem Aspekt keine Bedeutung hinsichtlich einer möglichen Zurücksetzung Domitians beigemessen haben dürften oder aber eine solche vermeintliche Benachteiligung mit ihrem Bericht nicht haben zum Ausdruck bringen wollen. Entscheidend ist vielmehr, dass sowohl Flavius Josephus als auch Sueton den Domitian in unmittelbarer Nähe der beiden siegreichen Feldherren

Vespasian und Titus aktiv an dem Geschehen partizipieren lassen. Er verfolgt den Triumphzug nicht von einer Tribüne aus, sondern ist unmittelbar dabei. Dies verdeutlicht nachhaltig die Wichtigkeit Domitians für die flavische Familie. In der Position Domitians im Triumphzug drückt sich somit keine Missbilligung oder Geringschätzung gegenüber Domitian aus, sondern eine historische Logik, die sich bei einer konsequenten Einordnung in historische Zusammenhänge offenbart und als unproblematisch präsentiert. Domitian war am militärischen Geschehen in Judäa – anders als sein älterer Bruder Titus – nicht beteiligt, sondern repräsentierte während der Kriegswirren die Kaiserfamilie in Rom. In dieser Rolle stellte er eine wichtige Säule für eine mögliche Dynastiebildung dar. Mit der erfolgreichen und vor allem wohlbehaltenen Rückkehr des Titus aus dem Jüdischen Krieg konnte nun die Nachfolge eindeutig zu Gunsten des älteren und militärisch wie auch bereits politisch bewährten der beiden Brüder in den Blick genommen werden. In diesem Zusammenhang verlagerte sich mit dem Triumph die Repräsentation Vespasians mehr und mehr auf Titus. Zuvor hatten sowohl Titus als auch Domitian eine Rolle zur Absicherung der Dynastie gespielt. Daher ritt Domitian eben anlässlich des Triumphes im Jüdischen Krieg nicht in erster Reihe, und er folgte in einer separaten Sänfte, wenn sein Vater und Bruder auf ihren Tragesesseln unter das Volk gingen. Diese Entwicklung und ihr Ausdruck in bestimmten Formen der Herrschaftsrepräsentation sind jedoch nur konsequent, keineswegs überraschend und wohl kaum ein Aspekt, der semantisch negativ aufgeladen ist oder durch Sueton entsprechend kodiert würde.<sup>68</sup>

### Schlussbetrachtung und Fazit

Und so steht am Ende freilich die Frage, wie weit die negative semantische Kodierung der Nero- und Domitianfiguren in der Darstellung des Tacitus, Cassius Dio und Sueton wirklich ging. Dieser Aspekt tritt umso eindringlicher vor Augen, als Schulz in einem Anhang Dekonstruktionsstrategien aus

68 Vgl. zu diesen Zusammenhängen G. Seelentag: Kinder statt Legionen. Die Vorbereitung der Nachfolge Vespasians. Der Befund der Münzen und methodische Bemerkungen zum Umgang mit den literarischen Quellen. In: N. Kramer/Ch. Reitz (Hrsgg.): Tradition und Erneuerung. Mediale Strategien in der Zeit der Flavier. Berlin/New York 2010 (Beiträge zur Altertumskunde 285), S. 167–190.

dem Bereich der Rhetorik, beispielsweise anhand von Quintilian, zusammenstellt (S. 367–373). Hier zeigen sich deutliche Übereinstimmungen mit den Verfahren, die die Verfasserin bei den drei von ihr untersuchten antiken Autoren konkretisiert. Gewiss waren Tacitus, Sueton und Cassius Dio höchst gebildete Persönlichkeiten und rhetorisch besonders geschult; außerdem waren rhetorische Strategien nicht auf Reden als Gattung in ihrer Anwendung beschränkt. Auch in der Geschichtsschreibung ging es um die plausible und überzeugende Präsentation des Stoffes. Dafür waren rhetorische Mittel essentiell. Aber es stellt sich dennoch die Frage, ob allein diese Gesichtspunkte und eine enge Verflechtung von Geschichtsschreibung und Rhetorik die beobachtete Kongruenz der Verfahrensweisen hinreichend erklären können (S. 367). Und so drängen sich in diesem Zusammenhang mehrere Fragen hinsichtlich der von Schulz zugrunde gelegten Methodik auf: Wurde aufgrund der Bekanntheit bestimmter Techniken der antiken Rhetorik nach infrage kommenden Passagen und Episoden in den Texten des Tacitus, Sueton und Cassius Dio gesucht, die ebendiese Dekonstruktionsverfahren anzuwenden scheinen? Sodann stellt sich die Frage nach der Repräsentativität der Dekonstruktionsmodi, die Schulz bei diesen Autoren ermittelt. Wurden für die Behandlung des kritischen Diskurses in der Historiographie nur die anhand der antiken Rhetorik zu konkretisierenden Strategien verwendet und womöglich anderes Material beiseitegelassen und gar nicht erst gewürdigt, das vielleicht dazu imstande gewesen wäre, ein anderes Bild zu vermitteln oder zumindest andere Akzente zu setzen? Ergibt sich womöglich eine Evidenz und Auffälligkeit der Dekonstruktionsstrategien in den untersuchten historiographischen Werken erst bei einer gezielten Suche nach ihnen, während der dekonstruierende und negative Semantische Effekt bei der weniger nach dem Einsatz bestimmter rhetorischer Mittel Ausschau haltenden Lektüre längerer Passagen auch weniger präsent ist? Schulz zeichnet bei den von ihr untersuchten drei antiken Autoren insgesamt ein anschauliches Bild dreier vollkommen unterschiedlicher Dekonstruktionspraktiken im Umgang mit Nero und Domitian, die zu drei vollkommen verschiedenen Effekten führten.<sup>69</sup> Cassius Dio verfüge über ein ganzes Portfolio an Dekonstruktionsmodi und verfolge dabei im Vergleich zu Tacitus und Sueton den umfassendsten Dekonstruktionsansatz (S. 361–362). Dass bestimmte Elemente über ihre Faktizität hinaus eine narrative Funktion

69 Diese wurden in den Einzelabschnitten zu den jeweiligen Autoren vorgestellt.

besitzen, zeigt sich besonders eindrücklich im Vergleich einer kleinen, bei allen drei Autoren berichteten Episode: Während des Begräbnisses von Britannicus soll ein starker Regen niedergegangen sein. Bei Cassius Dio wäscht der Regen den Gips vom Gesicht des Britannicus und entblößt damit dessen verfärbte Haut, die kaschiert werden sollen. Der Regen liefert damit dem Gerücht zusätzliche Nahrung, Britannicus sei einer Vergiftung zum Opfer gefallen (Cass. Dio 61,7,4). Der Niederschlag habe somit die Funktion, einerseits Neros verbrecherisches Verhalten zu dekonstruieren und andererseits sämtliche Versionen Lügen zu strafen, Britannicus sei eines natürlichen Todes gestorben (S. 363). Bei Tacitus hingegen komme dem Regen während des Begräbnisses nicht die Funktion zu, das mutmaßliche Verbrechen des *princeps* offenzulegen, wenngleich auch Tacitus in seinen ‚Annalen‘ an der Schuld des Kaisers keinen Zweifel aufkommen lasse. Die Heftigkeit der Regenfälle lasse die an der Szenerie Beteiligten jedoch an den Zorn der Götter denken. Die meisten Menschen waren bereit gewesen, die Tat des Kaisers zu entschuldigen, hatte es doch in der Vergangenheit immer wieder Auseinandersetzungen zwischen Brüdern in der römischen Geschichte gegeben. Zudem sei Herrschaft nicht teilbar. Der sich in dem starken Regen mutmaßlich ausdrückende Zorn der Götter über das Verbrechen des Kaisers an seinem Bruder habe jedoch die Menschen dazu veranlasst, ihre Haltung über den Tod des Britannicus zu überdenken (Tac. ann. 13,17,1). Der Regen offenbare im Narrativ des Tacitus der Bevölkerung somit die Meinung der Götter (S. 363). Im Bericht Suetons hat der Regen während des Begräbnisses von Britannicus kaum noch eine narrative Funktion. Der Niederschlag sei lediglich ein weiteres Element, um innerhalb der Kategorie zur *saevitia* beziehungsweise *crudelitas* des Kaisers das Bild abzurunden (Suet. Nero 33,3; S. 363–364). Ein solches Beispiel dokumentiert eindrücklich das Potential, das eine vergleichende Untersuchung der Dekonstruktionsstrategien des Tacitus, Sueton und Cassius Dio besitzt. Vor allem wird anhand solcher Episoden deutlich, dass bei der Interpretation antiker Literatur Text und Kontext in einem komplementären Verhältnis zueinander stehen sollten, um heuristisch gewinnbringende Ergebnisse zutage zu fördern. Dies ist letztlich das Ziel sämtlicher altertumswissenschaftlicher Disziplinen, ja wissenschaftlichen Denkens und Schaffens generell. Für die Altertumswissenschaften bedeutet das: Ein ausschließlicher Fokus auf den Text oder aber auf den Kontext blendet stets andere wichtige Ebenen solcher komplexen Darstellungen aus. Am Dialog zwischen den Fächern führt also kein Weg vorbei.

Wie die kaiserliche Herrschaftsrepräsentation und die Auseinandersetzung mit ihr in der antiken Literatur kann nämlich auch der wissenschaftliche Diskurs als ein Aushandlungsphänomen gelten. Wissenschaftliche Positionen und Thesen müssen sich einer eingehenden Auseinandersetzung stellen und im Diskurs mit der Verifikation oder Falsifikation konfrontieren lassen. Schulz hat eine überaus anregende Studie vorgelegt, die zum Mitdenken und kritischen Nachdenken einlädt. Ihre Ergebnisse mag man im Einzelnen nicht immer teilen, sie fordern in der Regel jedoch gerade solche Altertumswissenschaftler unterschiedlicher fachlicher Provenienz zu einer eigenen Positionierung heraus, die sich ebenfalls auf dem Forschungsfeldern der kaiserzeitlichen Historiographie und kaiserlichen Herrschaftsrepräsentation bewegen, und so hat Schulz mit ihrer Monographie etwas erreicht, was noch lange nicht jeder wissenschaftlichen Studie beschieden ist. Besonders überzeugen dabei die Passagen ihrer Untersuchung, in denen sie die unterschiedlichen Dekonstruktionsverfahren des Tacitus, Cassius Dio und Sueton anhand einzelner Episoden, die bei allen dreien überliefert sind, zueinander in Bezug setzt und dabei die Spezifika der jeweiligen Autoren herausarbeiten kann. Gerade dieser unmittelbare Vergleich zeigt eindrücklich den Wert einer narratologischen Betrachtung historiographischer Texte.

---

Isabelle Künzer, Justus-Liebig-Universität Gießen  
Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Alte Geschichte  
isabelle.kuenzer@geschichte.uni-giessen.de

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Isabelle Künzer: Von der Konstruktion der Dekonstruktion oder: Über das Verhältnis von Text und Kontext. Nero und Domitian in der Darstellung des Tacitus, Cassius Dio und Sueton. Rezension zu: Verena Schulz: *Deconstructing Imperial Representation. Tacitus, Cassius Dio, and Suetonius on Nero and Domitian*. Leiden/Boston: Brill 2019 (Mnemosyne-Supplements 427). In: Plekos 24, 2022, S. 79–118 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2022/r-schulz.pdf>).

---